Die
Leichtsinnigen,

von

Nikolaus Jósika.

Aus

dem Ungarischen übersetzt

von

Herrmann Klein.

Erster Theil.

Pesth, 1839.

Verlag von Gustav Heckenast.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Tendenz dieses Werkes.

Der gegenwärtige Roman, ist der neuern Zeit entnommen. In jedem einzelnen Romane dieser Sammlung, war ich bemüht, irgend eine moralische Tendenz durchzuführen; in wie ferne mir dieß bis jetzt gelungen, und künftighin gelingen werde, kann der Leser nur entscheiden.

Im „Abafi" wünschte ich die Macht des Willens hervorzuheben, und zu beweisen, wie Vieles eine hohe Seelenstärke zu vollbringen vermöge.

Mit „Zolyomi" wollte ich den Beweis führen: daß wenn zwischen zwei Wesen, die in einem nahen Verhältnisse mit einander leben, die Achtung einmal aufhört, da kehrt auch das Glück nie wieder ein, und die Liebe mag wol, wie die Flamme einer verlöschenden Lampe zuweilen noch empor flackern, jedoch nur um zuletzt für immer zu verlöschen.

In diesem meinem gegenwärtigen Romane, wünsche ich den Leser auf die Gefahren und die in's Mark des

Lebens dringenden, traurigen Folgen des Leichtsinnes und der Verführung aufmerksam zu machen.

Unstreitig ist der Leichtsinn einer der gefährlichsten der menschlichen Mängel. Es gibt Beispiele, wo halsstarrige Sünder sich gebessert haben; daß aber aus einem Leichtsinnigen, mögen ihn was immer für harte Prüfungen heimgesucht haben, ein vollkommen gebesserter, prüfender und überlegender Mensch geworden wäre, gibt es meines Wissens kein Beispiel.

Ein großer Verbrecher kann seine Laster schwer entschuldigen; wenn er noch so verstockt, noch so verderbt ist, wird er von seinen Sünden bekennen, daß es Sünden seien; nicht so der Leichtsinnige, dem es eigenthümlich ist, sich durch sich selbst entschuldigen zu wollen; und wie schrecklich, wie verderblich auch die unglücklichen, für das ganze Leben entscheidenden Folgen einer leichtsinnigen That sein mögen, so wird der Vollbringer sich dennoch immer hinter die Worte flüchten: „ich habe die Folgen nicht vorausgesehen, ich wollte ja nichts Böses, meine Seele ist rein; Leichtsinn war es von mir, Unachtsamkeit, das bekenne ich, aber lasterhaft bin ich nicht."

Wer mit einem Leichtsinnigen in einem nahen Verhältnisse lebt — möge dieses ein Freundschaftliches, Amtliches, oder was immer für eines sein — der entgeht selten der üblen Meinung der Welt; oft wird er mit in den Strudel hinabgerissen, zuweilen werden sogar seine

edelsten Handlungen schief beurtheilt, mag er auch sonst der zartfühlendste, redlichste Mann gewesen sein; denn die Welt urtheilt nach dem Scheine, von dem, was sie hört und sieht — und zwar größtentheils schadenfroh und lieblos. Es bleiben ihr jene verborgenen, tiefliegenden, oft kleinlichen Umstände, Anfeindungen und Beleidigungen unbekannt, die allmälig zu einem Meer von Schmerz und Pein anwachsen, und die zu Handlungen führen, welche wol schief beurtheilt werden können, die aber unerläßlich und unwillkürlich, von so vielen kaum geahnten Nebenrücksichten bedingt waren, unter denen oft die edelsten eine Hauptrolle spielen.

Der Leichtsinnige ist größtentheils auch grausam; und bei aller Schwachherzigkeit hat er gewöhnlich ein böses Herz. Er berechnet nie die Folgen einer That, auch dann noch nicht, wenn seine Handlungen auch bereits zu wiederholten Malen, namenlose Leiden und das größte Unglück bereitet; nichts vermag ihn zu erschüttern, und so lebhaft und leidenschaftlich seine Reue auch Anfangs, wenn ihn irgend ein Unglück heimsucht, sein mag; so schnell versöhnt er sich wieder mit seinem Geschicke.

Aus allem dem geht hervor, daß ein Leichtsinniger keinen Charakter habe; vom Guten bis zum Allerschlechtesten ist für ihn nur ein Sprung. Er ist der Spielball der Verhältnisse, so wie Derer, mit denen er in einer gewissen Verbindung steht, und die ihn nach Willkühr gän-

geln. Er ist Patriot, Modeheld, Freund der Neuerungen, oder eifriger Anhänger des Alten; wie es gerade Zeit und Umstände mit sich bringen.

Zuweilen ist der Leichtsinn auch mit den liebenswürdigsten Eigenschaften gepaart, und größtentheils werden die Leichtsinnigen in demselben Verhältnisse in ihrer Jugend vergöttert, besonders wenn sie schön und geistreich sind, in welchem sie dann, wenn des Lebens Morgenröthe schwindet und der Winter des greisen Alters heranrückt, eine nicht auszuweichende Verachtung zu erfahren haben. Die Welt nimmt sie in Schutz, denn sie zeigen sich von ihrer liebenswürdigsten, gewinnendsten, bezauberndsten Seite, und wissen so das Urtheil Anderer, zu ihren Gunsten zu bestechen. Selbst dort, wo sie jeder schönern Tugend entbehren, an Leib und Seele vernachlässigt erscheinen, schweben sie eine Zeit lang behaglich über des Lebens Wellen hin; denn es gibt eine Art schwacher Menschen, denen so Weniges genügt — und deren vorzüglichstes Verdienst eben ihre Schwachheit ist.

Den schärfer Blickenden jedoch täuscht die glänzende Außenseite des Leichtsinnes nicht — er hütet sich; denn unter den Rosen sind Vipern verborgen.

Es gibt nur wenige Begebenheiten, in denen die Nemesis so gewaltig, so ganz im Sinne der Wiedervergeltung auftritt, als in Dieser, die in dem gegenwärtigen Buche erzählt wird. Ich hielt auch darum die Ausarbei-

tung für keine verlorne Mühe, und glaube, sie werde bei dem denkenden Leser ihre moralische Wirkung nicht verfehlen. Einige vielleicht mit zu grellen Farben gegebenen Scenen, von denen zartere Nerven unsanft berührt werden dürften, mögen mit Nachsicht aufgenommen werden; denn wie wir bereits zu beweisen gesucht, ist der Leichtsinn fast durchgehends unverbesserlich; weßwegen ich es für zweckdienlich hielt, die wirksamsten Mittel zu wählen, stets bemüht, hie und da durch heiterere Bilder den düstern Eindruck zu mildern.

Mein Buch ist übrigens nur für bessere Menschen berechnet; die, wenn auch leichtsinnig, doch nicht zu jener niedrigen lasterhaften Art des Leichtsinnes gehören. Ich wüßte keinen Fall, wo das beßte Buch, und flösse es selbst von Tugend über, einen schlechten Menschen gebessert hätte; wir haben genug gethan, wenn Tugendhafte in ihren Vorsätzen bestärkt werden; und gelänge es mir auch nur, einen einzigen Leichtsinnigen aufmerksamer auf sich zu machen, so ist meine Mühe belohnt.

Es dürfte zwar mancher leichtsinnige Sophist, besonders wenn er sich hie und da getroffen fühlen sollte, gegen mein Buch, so wie gegen Alles, was seinem Leichtsinne Schranken zu setzen sucht, die Einwendung machen: „Der Schriftsteller mag im Allgemeinen hie und da wol Recht haben, wie man nämlich die Sache nimmt, doch kann nur der einzelne Fall entscheiden. Mein Fall

z. B. ist gleich ein ganz Anderer; o ein ganz Anderer" u. s. w.

Wir hoffen übrigens, daß, wenn der gutgesinnte, verständige Leser dem Verfasser „der Leichtsinnigen" auch jedes andere Verdienst absprechen wollte, er doch dessen gutgemeinte Absicht nicht verkennen werde.

Einleitung.

I.

Unter jenen Jünglingen, die, die täglich mehr sich entwickelnden und in der Cultur mit Riesenschritten vorwärts strebenden vereinigten amerikanischen Staaten zu sehen wünschten, war auch Louis von **Arkosi**, ein begüterter Edelmann aus Siebenbürgen. Frei von jeder phantastischen Ueberspannung, wünschte er, sich von Allem mit eigenen Augen zu überzeugen. Amerika dünkte ihm ein junger, kraftvoller Riese, ausgerüstet mit einer Erfahrung von Jahrtausenden; worüber Anderwärts seichte, flache Köpfe, als über etwas Unausführbares im Streite lagen, das hoffte er dort, in seiner großartigen Wirklichkeit, bereits in's Leben gerufen zu finden. **Arkosi** liebte sein Vaterland glühend, doch nicht mit Affenliebe; er kannte es in seinen kleinsten Details; er wußte, was es jetzt ist, was es einst werden kann; mit ruhigem, wiewol männ-

lich schmerzlichem Gefühle sah er ohne alle Bitterkeit, das Zurückbleiben und die Mängel der Gegenwart; er wollte nicht, wie manche Sprudelköpfe, die Zukunft vorschnell in die Gegenwart hineinreißen, sondern den allmäligen Fortschritt mit zweckdienlichen Mitteln befördern, wie der prüfende Arzt, die Wirkung der Natur wol erleichtert und unterstützt, ohne jedoch ihrem Gange vorzugreifen und ihn gerade dadurch aufhalten zu wollen. Mit ganzer Seele haßte er das immerwährende Hinausschieben ausführbarer Gegenstände; eben so unerträglich war ihm das phantastische Schwärmen über unausführbare Plane und Entwürfe; mit einem Worte: er war ein praktischer Mann, der sich von seinem tiefen, theoretischen Wissen und nützlichen Erfahrungen leiten, aber nicht hinreißen ließ. Sein Vater war einer der verehrungswürdigsten Männer Siebenbürgens; die Welt, das heißt, die kleine, sogenannte schlechte Welt hielt ihn für einen Sonderling, ohne daß er ein solcher war; ein denkender Mann, hatte er seine Eigenthümlichkeiten, die auf einem lebensklugen, triftigen Grunde beruhten; seine Handlungen waren von seinen Grundsätzen bedingt, in denen er sich stets consequent blieb. Er lebte größtentheils und abwechselnd auf seinen reichen Besitzungen; die ländlichen Freuden waren seine schöne und edle Leidenschaft; er besaß eine überaus große und gewählte Bildung, und war einer jener ehrwürdigen Alten, die mit der vorschreitenden Cultur gleichen Schritt

zu halten bemüht sind. Mit kindlicher Freude vernahm er jede wichtige, in's Leben greifende Neuerung; dieß war gewöhnlich der Lieblingsgegenstand seiner Gespräche, und er hatte einen so richtigen, praktischen Blick, daß er die etwaige Ausführbarkeit irgend einer Unternehmung, oder die nicht mögliche Realisirung, mit wahrhaft bewundernswürdiger Einsicht vorher zu bestimmen vermochte.

Dieser würdige Alte, bewandert in den gebildeteren europäischen Sprachen, wandte dennoch großen Fleiß auch auf seine Vaterländische an; er schrieb und sprach die Büchersprache der Magyaren trefflich, indem er sich über jene bessern literärischen Erzeugnisse herzlich freute, in denen ein geistiger Aufschwung sichtbar war. Er pflegte bei einer solchen Veranlassung immer auszurufen: „wie Vieles habe ich bereits von den Jüngern gelernt!" Ihm war, Belehrung anzunehmen keine Schande, und nur mit mitleidigem Achselzucken erwähnte er Jener, die alles nützliche Vorwärtsstreben zu hemmen bemüht, schwachherzig jede höhere Ausbildung zu hindern streben, und mit dem lächerlichsten Eigendünkel gegen Solche sich benehmen, die die Gegenstände mit jüngern, daher bessern Augen sehen, als sie. Auch **Arkosi** gehörte zu Jenen, deren ehrfurchtgebietende, greise Züge von zwei jugendlichen scharfblickenden Augen beleuchtet wurden.

Es war ein eigener Genuß den guten Alten manchmal mit Solchen in lebhaftem Streit begriffen zu sehen,

die durchaus von ihrem alten Schlendrian nicht lassen wollten.

Arkosi war überaus zartfühlend, doch nicht schwach. Ein treuer Unterthan seines Königs, ein ruhiger Nachbar der Niemanden gefährdete; Herr über reiche Besitzungen, war er selbst ein fleißiger, stets thätiger Landwirth; ein treuer, zuverläßlicher Freund, auf den man rechnen durfte, ein kluger Vater, mit einem Worte: ein Mann, ein würdiger Greis, ein hochherziger Patriot — in des Wortes schönster, edelster Bedeutung.

Seine Rechte kannte und bewahrte er — und so schlicht, offenherzig und nachsichtig er gegen Menschen war die es verdienten — eben so wahrhaft, gerecht, voll Selbstgefühl war er gegen sich selbst.

Ueber Leute von heuchlerischem, verderbtem Charakter, pflegte er zu sagen: „Es gibt nur eine einzige Art Delicatesse gegen derlei Menschen, und die ist, mit ihnen in gar keine Berührung zu kommen; ist es aber einem gleißnerischen Betrüger dennoch gelungen, durch falsche Vorspiegelungen und Verheißungen, die unser redliches Gewissen für baare Münze nahm, unser Vertrauen zu erschleichen, so müssen wir uns vor ihm, sobald wir ihn in seiner wahren Gestalt erblicken, zu bewahren und ihn uns auf jede mögliche Weise vom Hals zu schaffen suchen."

„Von einem Nichtswürdigen, der uns um unser Vertrauen betrogen, hinter's Licht geführt zu werden,

kann uns nicht zum Schimpf gereichen; aber Schmach und Schande ist es, sich von einem bereits entlarvten Schmarotzer, wie man zu sagen pflegt, ausziehen zu lassen; das, wahrlich ist keine Delicatesse, sondern sträfliche Schwachheit!"

Arkosi erfüllte pünktlich seine einmal eingegangenen Verpflichtungen, wenn diese auch nur auf seinem gegebenem Worte beruhten; doch eben so streng forderte er dasselbe auch von Andern. Wer gegen ihn irgend eine Verpflichtung einging, konnte gewiß sein, diese entweder erfüllen zu müssen, oder daß **Arkosi** im widrigen Falle strenger von jener Macht Gebrauch machen werde, wozu die eingegangene Verbindlichkeit ihm das Recht gab. Wenn jedoch unvorhergesehene Unglücksfälle die Erfüllung erschwerten oder unmöglich machten, da war **Arkosi** immer der Erste, der von seinem Rechte freiwillig zurücktrat, ja so viel als möglich zu helfen suchte. Er hatte ein vortreffliches Herz, er war großmüthig, doch nicht schwachherzig, und einer von Jenen, die, wenn's Noth thut, auch kurz angebunden sein können. Darum traten ehrliche, gradgesinnte Menschen mit Niemandem lieber in irgend eine vertragsmäßige Verbindung, als mit unserm würdigen Alten; doch Betrüger, die — wie die Diebe, über Jene sich am meisten ärgern, die sich von ihnen nicht bestehlen oder betrügen lassen wollen, haßten ihn von ganzer Seele, und schrieen „Zeter und Mordjo" über ihn.

Auch im Punkte der Erziehung hatte der alte Arkosi seine eigenen Ansichten; auch hierin nannte ihn die Welt einen Sonderling. Sein Sohn, der junge vortreffliche Louis von Arkosi, war einer der gebildetsten Jünglinge Siebenbürgens, und rechtfertigte die Erziehungsmethode seines Vaters, der ganz das Vertrauen seines Sohnes besaß. Louis hatte keinen bessern Freund als seinen Vater, und von seiner früheſten Jugend an, war dieser der einzige Vertraute, aller seiner kindlichen Leiden und Freuden.

Der Alte hatte eine eigene Art und Weise seinen Befehlen Achtung und Gehorsam zu verschaffen, ohne daß er je zu rohen Zwangsmitteln seine Zuflucht nehmen zu müssen genöthigt war; wiewohl er nichtswürdigen Menschen gegenüber überaus strenge und barsch sein konnte. Er soll, wie man sich erzählt, in seiner Jugend nicht glücklich gewesen sein, wodurch in seinem Herzen einige Bitterkeit zurückblieb, die jedoch nur heuchlerischen Menschen gegenüber losbrach. Nur weniges verpönte er seinem Sohne, dadurch kam Louis nie in die Lage, zu Lügen seine Zuflucht nehmen zu müssen; sein Vater machte ihn auf die nachtheiligen Folgen unrechter Handlungen, mit einer dem kindlichen Begriffs-Vermögen angemessenen Eindringlichkeit aufmerksam. Er ging seinem Sohne überall mit gutem Beispiele voran, und dies war so zu sagen sein einziger und kräf-

tigster Befehl; Versäumnisse, muthwillige, lose Streiche, — in Folge allzugroßer Lebhaftigkeit, — bestrafte er selten, — „es ist ein Kind" pflegte er zu sagen, „soll ich ihn strafen weil er noch keinen Bart hat!" Während seiner ganzen Erziehung erhielt Louis kein ungebührliches Wort vielweniger eine handgreifliche Zurechtweisung, darum behielt auch sein Ehrgefühl jene keusche Unantastbarkeit, jene zarte Aufmerksamkeit gegen sich und Andere, welche nur an Solchen wahrzunehmen ist, die nicht unter gemeinen Scheltworten und körperlichen Züchtigungen aufwachsen. Der junge **Arkosi** beleidigte gewiß nie Jemanden, behandelte Jedermann mit Schonung, doch war die natürliche Folge dieses ungemein edlen und zarten Ehrgefühls, daß auch er durchaus keine Beleidigung ruhig hinnahm. Mit feinem Takte wußte er gemeinen Menschen auszuweichen, die er wie das Feuer mied. Wurde er aber trotz all seiner Behutsamkeit auf eine unwürdige Weise gekränkt, so schonte er seinen Gegner nicht, der Beleidiger, der schlaue Betrüger fand an ihm seinen Mann und kam zum zweitenmale nicht wieder.

Sein Vater erzog ihn zu einem ächten Magyaren. Er pflegte, besonders in dem reifern Alter seines Sohnes zu sagen, und sein Gesicht erglühte dabei: „du bist ein Ungar, du mußt dein Vaterland kennen, und zwar in seinen kleinsten Details, in allen seinen Lagen und Ver-

hältnissen, du mußt dich darin mit heiterem Schritte bewegen können, bis zurück in dessen fabelhafte Vorzeit; eben so wenig darf die allerneueste Zeit mit ihren innern Bildungsstoffen mit ihrem Arsenal physischer und moralischer Kräfte und ihre progressive geistige Entwicklung deinem prüfenden Auge entgehen, damit du ein nützlicher Bürger und kein Fremdling auf vaterländischen Boden — der sich nur ein wirres Bild von seiner eigenen Heimath zu entwerfen vermag, — sondern ein treuer Sohn seiest, der die Herzensadern der geliebten Mutter gezählt und ihr innerstes Wesen geprüft hat."

„Dieß war der eigentliche Hauptzweck aller deiner bisherigen Studien, und nie darfst du diese Richtung bei deinen geistigen Bestrebungen außer Acht lassen!"

Dem jungen Louis war auch in der That ganz Ungarn und Siebenbürgen vollkommen bekannt; in der Geschichte und den Rechten beider Länder war er vortrefflich bewandert. Noch kaum 13 Jahre alt, hatte er im Jus schon seinen eigenen Lehrer, der ihn nebenbei mit den Alterthümern und Urkunden dieser beiden Länder bekannt machte. Im Peroriren hatte Louis eine besondere Fertigkeit; sein Vater hielt dieß in einem repräsentativen Staate für unumgänglich nothwendig.

„Der Mensch besteht aus Leib und Seele," pflegte der greise Arkosi zu sagen; „wenn die Seele noch so ausgebildet ist, so mangelt ihr in einem verweichlichten,

linkischen, krankhaften Körper, dennoch jene Sicherheit in allen ihren Verrichtungen, jenes Kraftgefühl, das diesem so unerläßlich ist; darum mußt du an Geist und Körper ein Mann werden, der in sich selbst Vertrauen setzt, und seinen Platz im Leben vollkommen auszufüllen vermag."

Louis hatte auch frühzeitig jene Elastizität und Ausdauer erlangt, die Alles zu ertragen, Alles zu vollbringen vermag, was ein kräftiger Körper, ein kräftiger Wille, mit Lust und Liebe zu vollenden, nur im Stande ist. —

Machte Jemand gegen den alten Arkosi die Einwendung: warum er bei seinem Sohne zur Erlernung fremder Sprachen so viel Zeit geopfert, er, der doch sonst ein so echter Ungar sei: antwortete er gewöhnlich: „Ein ausgezeichneter Patriot der Vieles und Gutes spricht, was bei den Vielsprechenden wohl nicht immer der Fall zu sein pflegt, und der überdieß noch mehr thut als er spricht, den ich aber eben deshalb so hochachte, sagt: der Ungar sei gerade jetzt in seiner Entwicklungsperiode begriffen, mithin im Alter des Wachsthums und des Lernens! damit nun mein Sohn Vieles zu lernen im Stande sei, war es nothwendig, daß er die gebildeteren Sprachen Europa's nicht nur oberflächlich verstehe und parlire, wie es bei den Meisten der Fall ist, sondern daß er sie auch korrekt schreibe und spreche,

wie er es, — ich glaube mir es schmeicheln zu dürfen — bereits wirklich im Stande ist. Während andere im Auslande mit Erlernen einer fremden Sprache ihre Zeit zubringen, sammelt mein Sohn mit Hülfe der bereits sich Angeeigneten, nützliche Erfahrungen."

Louis wurde frühzeitig in alle Verhältnisse seines Vaters eingeweiht, der vor seinem Sohne Nichts zu verheimlichen für nöthig fand; natürlich mußte die wichtige Folge dieses ehrenden Vertrauens sein: daß Louis auch für die Zukunft keine Luftschlösser baute, und sich nicht mit leeren Hoffnungen vertröstete. Ihm waren die Revenüen seines Vaters genau bekannt, er wußte was und wie viel er von seinem Vater vernünftiger Weise zu erwarten habe, er befand sich nicht in der Gefahr — sich im Besitze des eingebildeten Schatzes Darius's wähnend — Schulden zu machen und sein Vermögen auf eine unsinnige Weise zu vergeuden. „Jene Eltern," sagte der alte **Arkosi**, „die ihren Kindern das ihnen rechtmäßig Zukommende entziehen, ihr Vermögen verheimlichen, vor ihnen wie ein furchterregendes Schreckbild stehen, und die endlich nicht frühzeitig genug heilsame Grundsätze in die zarte empfängliche Seele ihrer Kinder pflanzen und volles Vertrauen in dem kindlichen Busen gegen sich zu erwecken im Stande sind, solche Eltern sage ich, haben nur sich selbst anzuklagen, wenn ihre falschen Ansichten die bittersten Folgen haben."

So wuchs der junge **Arkosi** heran, stets gleichen Schritt haltend mit dem vorwärts strebenden Zeitgeiste. — Es war ein Lieblingsspruch seines Vaters: „daß man nur den alt nennen könne, der mit dem Zeitgeist nicht vorwärts schreitet, und daß nur der sterblich sei, dessen Leben spurlos vorübergeht.“ — Als Louis 18 Jahre zählte, äußerte er vor seinem Vater den Wunsch, er wolle auf Reisen gehen; lange trug er sich mit dieser Idee herum, denn mit Allgewalt zog es ihn nach Amerika hin, doch von dem geliebten Vater sich so weit zu entfernen, schien ihm eine Unmöglichkeit.

„Und wenn“ — dachte er bei sich selbst — „mein Vater mich begleiten wollte, und der lange Weg nachtheilig auf seine Gesundheit einwirken dürfte, dann würde ich mir die bittersten Vorwürfe machen. Entsagen muß ich daher für jetzt diesem Lieblingswunsche; da mich jedoch die Sehnsucht zu reisen mit unwiderstehlicher Gewalt erfüllt, so will ich Europa bereisen; lernen kann man überall, und in England so Vieles. —

„Mein Vaterland,“ dachte sich Louis „ist mir aus den Büchern genau bekannt, und wenn ich einst von meiner Reise zurückkehre, will ich nicht unterlassen es in allen seinen Theilen zu bereisen.

Der junge **Arkosi** sprach endlich hierüber mit seinem Vater, ganz mit jener Offenherzigkeit und ohne Rückhalt, wie er Alles that. Sein Vater lehrte ihn zeitlich den

Begriff eines vernünftigen freien Willens kennen, dem er nie Schranken setzte, und so blieb bei allen seinen Handlungen dem jungen Arkosi das schöne Bewußtsein der eigenen Wahl, die einer jeden That doppelten Werth verleiht.

Der Vater billigte das Vorhaben seines Sohnes, und mit freundschaftlichem Vertrauen besprachen sie die Ausführung des schönen Planes.

„Ich fände es für gut," sagte der alte Arkosi, „wenn du früher dein Vaterland bereistest, ehe du ins Ausland gehst; ich bin bereits ein alter Geselle, bei mir kann kein Aufschub mehr stattfinden; ich wünschte wohl auch das Ausland mit dir zu bereisen, doch widerräth mir die bedenkliche Zukunft des Greisenalters eine solche weite Reise. Ich will dann wenigstens bei deinem ersten Ausfluge dein Gefährte sein. Wir wollen die merkwürdigsten Plätze Siebenbürgens zusammen bereisen, und zwar zu Fuß." Louis lächelte und dachte sich: das ist wieder eine von den Eigenthümlichkeiten meines theuern guten Alten; freudetrunken reichte er seinem Vater die Hand, die dieser herzlich drückte. Das einmal ausgesprochene Wort blieb bei dem Alten unveränderlich. „Wenn wir zurückkehren" fuhr er fort, „so werde ich dich nach Kräften ausstatten, damit du, zwar nicht mit weibischer, doch mit der Bequemlichkeit eines Mannes, die sehenswürdigsten Theile Europas bereisen könnest, oder" —

setzte er lächelnd hinzu, — auch ganz Europa.“ Ich werde besorgt sein, dich mit den nöthigen Empfehlungsschreiben zu versehen und wir wollen es so einrichten, daß du auch an den Höfen erscheinen, Alles sehen, und nöthigenfalls auch etwaige Ankäufe zur Beförderung vaterländischen Kunstfleißes und der Kultur machen könnest.“

„Nach Amerika, wohin du dich am meisten sehnest, würde ich dich nur ungern lassen. Dich den Gefahren des Meeres ausgesetzt zu wissen,“ — sagte er mit einem liebevollen Blicke auf seinen Sohn — „wäre vielleicht mehr, als mein väterliches Herz zu ertragen vermöchte; ist dies Schwachheit, so bin ich überzeugt, daß du ihrer zu schonen wissen wirst. Ja, wenn ich dich begleiten dürfte, dann wäre es freilich anders! — doch im Leben gebieten Umstände und Verhältnisse, und es ist die Pflicht des Mannes in das Unabänderliche sich zu fügen. Es giebt keinen unglückseligeren Menschen als den, der sich fortwährend mit Hoffnungen vertröstet, und für den nur Alles das Werth und Interesse hat, was einst sein dürfte und sein könnte; man muß mit der Gegenwart zu leben wissen.“ —

Alles dieß, von dessen Besprechung wir Zeugen gewesen, wurde in der That in Ausführung gebracht. Louis bereiste die romantischsten Theile Siebenbürgens zu Fuß in Begleitung seines Vaters, der ein großer Verehrer der schönen Natur war. Später reiste Louis allein durch

ganz Siebenbürgen und Ungarn, und von da in seine Heimath zurückgekehrt, trat er nach Verlauf eines Jahres seine große Reise an, die ihn durch ganz Europa führte. Drei volle Jahre war er abwesend, und er kehrte als ein vollkommen entwickelter 24jähriger Mann zu seinem Vater zurück, reich an Kenntnissen und Erfahrungen.

Louis blieb bei seinem Vater auf dem Lande und brachte all das Nützliche und Zweckdienliche mit eisernem Fleiße und beharrlicher Ausdauer in Ausübung, was er im Auslande gesehen und sich angeeignet hatte. — Er hatte wohl genug gegen die Unwissenheit und die unleidliche Sucht mit der seine Beamten an dem alten Schlendrian hingen, anzukämpfen. Viele Vorurtheile hatte er zu besiegen, viele mußte er gleich feindlichen Basteien einstweilen unangefochten lassen, dem klugen Feldherrn gleich, der von Sieg zu Sieg eilend, von einzelnen Festungen auf seinem Siegeszuge sich nicht aufhalten läßt. Er verfehlte seinen Zweck nie, denn er ließ den Muth nicht sinken und ging überall mit gutem Beispiele selbst voran.

Er gehörte nicht zu Jenen, für die das ländliche Leben, nur seiner schlagenden Nachtigallen und girrenden Tauben wegen Reize hat, und die sich in einem einfältigen, müßigen, hinbrütenden Anschauen der Natur gefallen. Er kannte die schönern und edlern Freuden des ländli-

chen Lebens — die Wohlfahrt seiner Unterthanen, die Industrie nach Kräften zu befördern, und alles in Flor zu bringen — mit einem Worte: zu schaffen, und in dem, nur edleren Seelen begreiflichen Genusse dieser Freuden, seinen einzigen Lohn zu finden. Dieses Wirken und Nützen beglückte ihn. Er betrachtete seine schönen Besitzungen nicht als ein Gefängniß, aus dem er sich nicht entfernen durfte, er besuchte nicht selten auch die Stadt, und war auch für die edleren und feineren Genüsse des Stadtlebens nicht unempfänglich.

So verstrichen mehrere Jahre als ein unerwarteter herber Schlag des Schicksals sein ganzes Sein erschütterte. Sein Vater verschied in seinen Armen nach einer kurzen Krankheit, mit männlicher ruhiger Fassung, so wie er gelebt. Nach dem Tode des geliebten Vaters, der tief und schmerzlich seine Seele ergriff, fühlte der junge **Arkosi** eine Leere in seinem Busen die Nichts auszufüllen vermochte. Jetzt ging er mit doppeltem Eifer an die Verwirklichung seines langgehegten Wunsches und traf alle Vorkehrungen für die Reise nach Amerika; theils um sich zu zerstreuen, was in seiner gegenwärtigen Stimmung so nothwendig war, theils um neue Kenntnisse zu sammeln, doch vor allem behielt er sein theures Vaterland im Auge.

Lernen wollte er und das Gelernte dann rein und

unverstümmelt, frei von aller Ueberschwenglichkeit und Ueberschätzung in sein Vaterland zu bringen.

Diesmal reiste er nicht, sondern er flog durch Europa; seinen sehnsüchtigen Wünschen erhob sich Amerika aus weiter Ferne wie ein Leuchtthurm.

Als nun endlich sein glühendster Wunsch in Erfüllung gegangen war, und er aus seinem hölzernen Hause heraustrat in den unermeßlichen Schooß der großartigen Natur Amerika's, so schien es ihm, als bekäme sein Geist Schwingen, als dehnte sich die enge Hülle nach allen Richtungen aus, und ein Wonnegefühl, wovon er bis jetzt noch keine Ahnung gehabt hatte, durchströmte sein ganzes Wesen. Langsam durchschritt er die langen breiten Straßen; an seiner Seite ging ein farbiger Bekannter oder Freund von ihm, den er noch in London kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, der sich dort merkantilischer Verhältnisse wegen aufgehalten, um, wie er sagte die pekuniären Angelegenheiten einer Stiefschwester zu ordnen.

Eine lebhafte Volksmasse umwogte sie zwischen den großartigen Gebäuden; auf den Gesichtern lag jener Geist regsamer Betriebsamkeit der selbst dem nichtssagendsten Gesicht einen gewissen Ausdruck von Bedeutung zu verleihen vermag. Arkosi's Augen leuchteten vor Freude, auch der neben ihm gehende Mulatte schien heiter, wie-

wohl sich dann und wann ein unwillkührlicher Trübsinn in des Letztern ausdrucksvollen Zügen zeigte. Das Aeussere der beiden Jünglinge bildete einen seltsamen Kontrast. **Arkosi** schien 26 bis 27 Jahre alt, sein Gesicht war nicht schön zu nennen, die Stirne kurz, die gerade Nase mehr groß als klein, sein Haar kastanienbraun und in natürlichen Locken gekräuselt. Das Gesicht wurde von zwei seelenvollen, feingeschnittenen, großen braunen Augen beleuchtet, sein Lächeln ließ zwei Reihen gesunder, blendendweißer Zähne sehen, und es lag über diese, durchaus nicht auffallenden Züge eine gewisse Ruhe und Kraft, ein Selbstgefühl ausgegossen, die ihnen einen sprechenden Ausdruck verliehen; sein Wuchs war, wie man es aus der Art und Weise seiner Erziehung wol leicht denken kann, kraftvoll und von schönen, regelmäßigen Formen.

Der neben ihm gehende Farbige — denn für einen Mulatten, das heißt, afrikanischen und europäischen Ursprungs, würde ihn wohl Niemand angesehen haben — war einer Jener, die man zuweilen, doch sehr selten in Amerika trifft, die, wiewohl von einem afrikanischen Vater abstammend, dennoch die europäischen Züge der Mutter, jedoch in einer markirteren Form behalten; auch ihre Hautfarbe ist lichter wie die der gewöhnlichen Mulatten. Es gibt Fälle, wo von afrikanischen Weibern ganz weiße Kinder geboren werden; auf die sie sich

nicht wenig zu gute thun, ja diese sogar oft prahlend vorzeigen.

Das Gesicht unseres Mulatten, der ohngefähr 24 Jahre zählen mochte, war von heller Olivenfarbe, doch durch diese ganz eigenthümliche Färbung schimmerte die Röthe gesunder, jugendlicher Kraft hervor. Seine Züge wenn auch nicht regelmäßig, waren dennoch sehr einnehmend, seine Nase nicht so platt gedrückt, die Lippen nicht so aufgeworfen, das Haar nicht so wollig, wie man es gewöhnlich an dieser blutvermischten Raçe findet; überdieß hatte er ein Paar große, dunkle Augen, und sein Wuchs, wie größtentheils bei den Afrikanern, war kraftvoll und von so herrlichem Ebenmaß, daß er jedem Bildhauer ein Modell hätte abgeben können.

Unsere Jünglinge hatten ihre Wohnung in einem der vorzüglicheren Gasthöfe genommen, und nachdem sie einer kurzen Ruhe gepflegt, gingen sie sogleich die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen, mit deren Beschreibung ich meine Leser nicht ermüden mag, als mit einem Gegenstande, den man in unzähligen Reisebeschreibungen zur Genüge vorfindet. —

Arkosi und George, — so hieß der Farbige — schienen bereits Freunde geworden zu sein; man sah sie selten einzeln ausgehen; den Amerikanern kam dieses innige, freundschaftliche Verhältniß zwischen einem Weißen und Farbigen einigermaßen sonderbar vor, was wol

daher rühren mochte, weil das unmenschliche, bis jetzt noch immer nicht auszurottende Vorurtheil gegen diese farbige Menschenraçe auf dem Boden der Freiheit auch gegenwärtig noch besteht.

An einem Abend saßen **Arkosi** und George in ihrem wohnlichen Gasthofzimmer, zu beiden Seiten eines breiten, langen, durch Polster erhobenen Divans sich bequem hinstreckend; die kräuselnden, blauen Rauchwolken ihrer duftigen Cigarren schlängelten sich zum offenen Fenster hinaus. —

„Wie glücklich seid Ihr!" rief **Arkosi**, von seiner Cigarrenspitze die Asche streifend; „sieh', George, so Vieles verleiht bei uns dem Menschen einen vergänglichen Werth, was bei Euch nicht einmal einer flüchtigen Aufmerksamkeit gewürdigt wird; bei Euch wird der Mensch nicht seiner äußerlichen Anhängsel, sondern seiner Persönlichkeit wegen geachtet." —

George seufzte. — „Viel Wahres enthalten deine Worte, Freund **Arkosi**," antwortete dieser; „ich theile deine Ansicht, wiewol diese Behauptung viele, — und vielleicht" — setzte er mit einiger Bitterkeit hinzu, — „schmerzliche Ausnahmen erleidet; mit der Zeit dürfte es gewiß so werden, wie du es bereits gegenwärtig siehst. Doch bei all' dem" — fuhr er mit zunehmendem Ernste fort — „wirst du die Erfahrung machen: daß jenes edle, jedoch überaus schwache Geschöpf — Mensch ge-

nannt, — sich überall gleich bleibt. Wenn du längere Zeit hier geweilt haben wirst, und die Zustände und Verhältnisse dieses Landes dir nicht mehr fremd sein werden, wenn du das Bestehende nicht mehr als den erträumten Gegenstand deiner glühenden Wünsche, sondern als etwas Alltägliches und bereits Genießbares betrachten wirst, dann findest du in dir neuerdings den sehnsüchtigen, unruhigen, nie zu befriedigenden und immer mehr und mehr erstreben wollenden Menschen, und du erlangst die Ueberzeugung, daß es unter dem Monde nirgends eine dauernde Glückseeligkeit, eine ungetrübte Zufriedenheit gebe."

„Ja, aber" — rief **Arkosi**, ihn unterbrechend — „eben dieses immerwährende Vorwärtsstreben, eben dieses Ringen nach Vervollkommnung ist eine der edelsten, der beglückendsten menschlichen Begünstigungen!"

„Du verstehst mich nicht ganz" — antwortete George. „Ich, mein Freund," fuhr er mit einiger Begeisterung fort, — „liebe mein Vaterland glühend, ich besitze eine rege Empfänglichkeit für all' das Große, Schöne und Gute, welches es in so reichem Maße bietet; und glaube mir, Nichts im Leben — kein Reichthum, keine günstige Lage könnte mich je vermögen, mein junges Vaterland mit Eurem siechen, altersschwachen Europa zu vertauschen. Doch, Freund, hienieden finden wir für Wohlfahrt und sogenanntes Glück, nur in dem absolu-

ten Begriffe der großen Menge den Maßstab. Im Allgemeinen kann der Amerikaner als Amerikaner wol glücklich sein, doch den Einzelnen, Louis! vermögen nur seine individuellen Umstände, Verhältnisse, Lage, Temperament, sein eigenes Innere zu beglücken, oder unglücklich zu machen. Mein Freund! es giebt hier, wie überall genug der Unglücklichen." George hielt inne, und nach einer kurzen Pause entrang sich seiner Brust ein schmerzlicher Seufzer: — „wie Vieles könnte ich hievon erzählen!"

„Du!" rief **Arkosi** überrascht. —

George schwieg, und es schien, als kämpfte er mit sich selbst.

Arkosi lächelte. „Vergieb mein guter George, daß ich des Lächelns mich nicht erwehren kann, wenn du so feierlich von Unglück sprichst. Beim Himmel, fuhr er fort, nie sah ich einen heiterern, glücklicheren Menschen als du bist!"

„Ich bin es!" rief George, „aber meine Eltern, meine armen Eltern, und auch ich einst — wiewol ich zu der Zeit in einem Alter war, wo ich zu meinem Glücke das Furchtbare meiner Lage nicht zu ermessen vermochte."

Arkosi reichte theilnehmend George die Hand. „Ja du bist jetzt glücklich, ja ja. — Du bist es! und ich kann mir den Zauber nicht erklären, der mich es durch-

aus glauben machen will, du seiest ein Landsmann von mir, du hast etwas an dir, was mich unwiderstehlich an mein Vaterland mahnt."

Eine tiefe Röthe überflog die dunkelbraunen Züge George's. Es schien, als jagte irgend eine traurige Rückerinnerung trübe Wolken über seine Stirne. „Und wenn ich" sagte er nach einer kurzen Pause, vor sich hinstarrend, mit bitterem Tone und einer gewissen Scham in seinen Blicken — „und wenn ich, Louis, wirklich ein Sohn deines Vaterlandes wäre?"

Arkosi staunte ihn an.

„Du bist überrascht" fuhr George fort, und eine Thräne stahl sich in sein Auge; — „ja ja" rief er fast heftig, „ich bin in Siebenbürgen geboren, und doch fließt in meinen Adern kein ungarisches Blut!"

Arkosi lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Worten.

George schwieg eine Weile. „Vor dir" begann er nach einer langen, stummen Pause, Arkosi die Hand reichend, „habe ich es nicht nöthig mein Schicksal zu verheimlichen, das eins der seltsamsten ist, die du je gehört haben magst. O, mein junger Freund, erlasse mir die mündliche Mittheilung! nein!" fügte er in heftigster Aufregung hinzu und schüttelte, gleichsam zurückschaudernd, den Kopf; — „nein, nur nicht mit lebenden Worten, dieß wäre ich nicht im Stande; das Wort er-

stürbe mir auf den Lippen, und die Kraft von der meine Glieder strotzen, würde nicht hinreichen, den Schmerz zu ertragen, der meine Brust jedesmal mit Polypen-Armen umklammert, wenn ich an jenen schauderhaften Lebensabschnitt meiner Eltern zurückdenke, der mir mein Dasein gab!"

„Ich habe die Begebenheiten von denen meine Geburt begleitet war, niedergeschrieben, so wie ich sie von meiner Mutter und von der lieben, mir so werthen Familie Regnault — von der ich dir bereits erzählt, und von einem alten, treuen Diener erfuhr. Nur mit tiefem Schmerz vermochte ich den größern Theil davon auf das Papier zu bringen; lies es! und werde überzeugt, daß jeder Himmelsstrich seine Leiden, wie seine Freuden habe."

„Siehst du" rief George heiterer — „schon hat der Schmerz wieder seine Krallen nach mir ausgestreckt; wozu mich quälen! bin ich doch jetzt glücklich, glücklich im Besitze eines Engels! komm Freund **Arkosi**," fügte er lächelnd hinzu — „Gehen wir zum Hafen, damit sich meine Brust erweitere, ich mag mich nicht länger grämen, doch — halt!"

Während **Arkosi** mit besonderer Theilnahme seine Blicke auf George heftete, zog dieser aus seinen Reisekoffer ein zierlich geheftetes Manuscript hervor, „hier mein Freund hast du das Manuscript, lies es durch!"

und damit reichte er es Arkosi hin. „Den Beschluß" fuhr er nicht ohne Wehmuth fort — „verspreche ich dir mündlich!" — Ein tiefer Seufzer hob die Brust des Mulatten.

Arkosi schüttelte herzlich die ihm dargereichte Hand und sie gingen beide hinaus. George war wieder heiter und das lebhafte Gewühle der sie umwogenden Menge ließ sie bald die früheren ernsten Betrachtungen vergessen; mit jugendlichem, harmlosem Herzen genossen sie der Gegenwart. —

II.

Abends kehrten die beiden jungen Abenteurer heim, George ging zu Bette; Arkosi nahm das Manuscript zur Hand, zündete seine Cigarre an, streckte sich behaglich auf den Divan hin, und laß das Folgende:

Die Leichtsinnigen.

Erster Theil.

Die beiden Gerippe.

Wie sie zischet, wie sie brauset,
Wie die Flamm' im Walde hauset,
Wie das lodert, wie das glimmt
Und im Flammenmeere schwimmt!

I.

Ha, ha — ha — ha!

Kochenowaga ein indisches Dorf in Unter-Kanada liegt im Schooße dichter Urwälder, die sich nahe und ferne an den großartigen Ufern des prachtvollen St. Laurenz-Stromes hinziehen. Dieses Dorf ist ungefähr von 800 Indianern bewohnt, die aus dem Stamme der Algnionen sind. Die Einwohner nähren sich von der Jagd und vom Fischfange — sie kennen nur eine Glückseligkeit und die besteht in ihrer Freiheit, die sie trotz

der Fallstricke der gewinnsüchtigen und neidischen weißen Pflanzer, trotz der ränkevollen, kriegerischen und politischen Umtriebe der Kolonisten, bis jetzt unversehrt aufrecht zu erhalten wußten.

Wenn der Europäer seine Bildung, seine ausgebreiteten Besitzungen rühmt, wenn ihm auf seinem Goldkasten sitzend, asiatische Pracht und Ueppigkeit umgibt, und er den fast ganz nackten Indianer fragt: „Elender, was besitzest du?" „Die Freiheit!" antwortet dieser mit Begeisterung, dem Fragenden einen gleichsam mitleidigen Blick zuwerfend.

Die Einwohner von Kochenowaga halten sich größtentheils in ihren Ortschaften auf und beunruhigen die in der Nähe sich befindenden und immer tiefer und tiefer in ihr Gebiet eindringenden Weißen nicht. Diese Pflanzer sind größtentheils Franzosen, normandischen Ursprungs, die ihre Muttersprache, wenn auch nicht rein, und ihre alterthümlichen Sitten und Gebräuche aufrecht zu erhalten suchen; — diese Gegend Kanada's gehört zu dem Bezirke von Quebeck.

Der Indianer steht zeitlich früh am Morgen auf und begibt sich, indem er sein englisches Gewehr über die Schulter wirft, in seine eigentliche Welt: — auf die Jagd, in jene ewigen Waldungen mit den undurchdringlichen Labyrinthen, wo er sich besser zurechtzufinden weis, als viele Europäer in ihrer eigenen Vaterstadt. Er

nimmt nur wenig Nahrung mit sich, die aus Maisfrüchten und Wildpret besteht. Tagelang kann er Hunger ertragen, und seinen Durst löscht er, wenn er auf keine Trinkquelle stößt, in den durch Regen entstandenen Teichen. Wenn ein Fremdling in dieser unwegsamen Wildniß umherirrt, so bleibt er unvermeidlich jeden Augenblick mit seinen Kleidern hangen, und kämpfend mit immer zunehmenden Hindernissen, kömmt er kaum, und immer nur Schritt vor Schritt vorwärts, während seine Glieder von den Dornen wund und blutig gestochen werden; doch wenn der wilde Jägerssohn Kochenowaga's die Wildnisse durchstreift, schmiegt er sich wie der Wind durch die Gebüsche und Dornensträuche, die verworrenen Geflechte und Rankengewächse halten ihn in seinem raschen Gange nicht auf; munter und unversehrt kehrt er heim, das schwere Wild auf der breiten Schulter tragend, und an den fast ganz nackten Gliedern findet sich keine Spur von Verletzung.

Nicht weit von dieser Ortschaft erblicken wir die übertünchten Landhäuser der Kolonisten, die in bedeutenden Zwischenräumen von einander entfernt stehen. Die Bauart ist kräftig, doch einfach, größtentheils aus Stein, hie und da sieht man auch hölzerne Gebäude ebenfalls schneeweiß übertüncht. Rings herum geben die vielen Wirthschaftsgebäude, Ahorn-Zuckerfabriken, mit ihren nie rastenden Maschinen, der Gegend eine regsame

Lebendigkeit. Hie und da, in der Nähe dieser Gebäude ragen wie Thürme, einzelne unversehrt gebliebene Riesenbäume aus den, größtentheils durch Feuer ausgerotteten Waldungen empor.

Um diese Gebäude regt und bewegt sich ein Wald von den verschiedensten Menschenraçen, theils mit ernsten, trotzigen Gesichtern ihrer Arbeit nachgehend, theils vor den Wirthshäusern in überraschenden, malerischen Gruppirungen von den mühseeligen Plackereien des Tages ausruhend.

Vor einem dieser Wirthshäuser, in denen größtentheils Branntwein, Gersten- oder Ahornsaft geschenkt wird, ungefähr zwei Stunden von der eben beschriebenen indischen Ortschaft entfernt, finden wir jetzt zahlreiches Volk versammelt. Ein Theil ist weißer Hautfarbe und nicht am zierlichsten gekleidet; diese stehen in der Nähe der Kneipe, oder nehmen die vor der Schenke im Freien befindlichen Tische ein. Rechts erblicken wir eine Gruppe Indianer in rothen und blauen, vom Zahne der Zeit ziemlich mitgenommenen, bis an die Kniee reichenden Beinkleidern, sie tragen Schürzen mit Bändern und Glasperlen geziert, über den Schultern einen kotzenartigen Ueberwurf, und an den Füßen schwere Schuhe, größtentheils geschnürt und mit Perlen und Schuppen geschmückt; dies sind die sogenannten Mokesinos. Etwas

weiter weg erblicken wir einige Mohren-Bediente, mit finsteren Gesichtern.

Diese Gruppen, die ihr eigenthümliches, barbarisches Französisch mit lebhaften Gesticulationen begleiten, bilden einen weiten Halbkreis, dessen Hintergrund das hohe, mit einem verwitterten Dache von Blech, und mit seltsamen Schornsteinen versehene Wirthshaus einnimmt.

Fast in der Mitte dieses Raumes, der sich vor dem Halbkreise ausbreitet, nimmt eine phantastische Gestalt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Auf den ersten Blick weis der Zuschauer nicht, ob er irgend ein fabelhaftes Thier oder eine menschliche Gestalt vor sich habe. Der Wuchs dieses seltsamen Wesens war unter der Mittelgröße, das Haar dicht und schwarz, war auf dem Scheitel in einen Knoten zusammengewunden und um denselben reihten sich buntfarbige Glasperlen. Das Gesicht war mit einer Art häßlichen Farbe bedeckt und glich einem rohen Stück Leder, an dem durch 3 runde Einschnitte Augen und Mund bezeichnet sind. Von dem Körper dieses seltsamen Wesens, das man ohne Uebertreibung scheußlich nennen konnte, hingen tausendfarbige, buntscheckige, zerfaserte Lappen, die, wie man merken konnte, mit einer gewissen Ordnung an einander gereiht waren. Die Füße ruhten auf Holzsohlen, deren Enden aufwärts gebogen waren und sehr spitz zuliefen; diese sonderbare Fußbekleidung war mit vielfältigen Schnü-

ren und Riemen an die Beine befestigt. In der einen Hand hielt es einen Stock, an dessen Spitze sich ein Windrad drehte, in der Andern ein aus Baumrinde zierlich gearbeitetes Kästchen.

Vor der Thür der Schenke gewahren wir einen wohlgenährten Mann mit sehr kurzen Füßen, die die behagliche obere Wölbung kaum zu tragen vermochten, in einer grünen, ziemlich reinlichen Schürze und bis an die Kniee reichenden ledernen Hosen; um den Leib hat er eine kurze Jacke von gestreiftem Zeuge, ein buntes Seidentuch umgibt nachlässig den Speckhals, der mit einem dreifachen Kinn gesegnet ist, seinen Kopf bedeckt eine lange Schlafmütze, deren Quastenspitze bis auf die Schulter reicht. Der erste Blick läßt uns in ihm den Gastwirth erkennen.

„Guru" sprach dieser — sich der eben beschriebenen phantastischen Gestalt nähernd, und mit fast abergläubischer Verehrung seine Mütze lüftend: „Mir sind in verflossener Nacht drei Schweine, und dieser Tage ein ganz neues Gewehr, das mein Sohn kurz vorher aus Quebeck mitgebracht hatte, abhanden gekommen; wenn du mir das Gestohlene verschaffst, oder nur den Dieb ausfindig machst, ist dies da dein!" Damit langte er aus der Tasche seiner Jacke einen schmutzigen Geldbeutel hervor, und hielt ihn klingend der Zauberin unter die Nase.

Die alte Hexe schien dem Geldbeutel große Aufmerksamkeit zu schenken, und nachdem sie einen unarticulirten Laut aus heiserer Kehle hervorgegurgelt hatte, ließ sie allenthalben ihre Blicke umherkreisen, die wie glühende Kohlen unter der scheußlichen Larve hervorleuchteten. Nach einer kurzen Pause sprach sie gegen den Wirth gewendet mit widerlicher, schrillender Stimme und einem noch widerlichern, verdorbenen Französisch: „Tobie! ich verschaffe dir den Dieb, aber zum Lohn halte ich mir noch ein Glas guten Branntwein bevor."

Tobie nickte zustimmend mit dem Kopfe und die Augen Aller, die im Halbkreise umherstanden, waren andächtig auf die beiden Sprechenden gerichtet.

Jetzt stellte die Zauberin das aus Baumrinde verfertigte Kästchen auf einen Stuhl, den sie aus dem Hause zu bringen befohlen hatte, und umkreiste es tanzend mit den lächerlichsten Capriolen, während sie ihren Stab mit erstaunlicher Schnelligkeit drehte; zu dem unverständlichen, eintönigen Gesange, womit die Hexe ihre Sprünge begleitete, gab das an dem einen Ende des Stockes angebrachte Windrad mit seinem ohrenbetäubenden Gesumme ein seltsames Accompagnement. Auf diese Weise umkreiste sie den Stuhl mehreremale, bog sich über das kleine Kästchen, öffnete mit großer Behutsamkeit den Deckel und indem sie unverständliches Zeug hineinmurmelte, verschloß sie es wieder. Die seltsamen Gruppen sahen mit gläu-

biger Anerkennung ihrer geheimen Zauberkräfte, in tiefer Stille diese Narrenspossen bis an's Ende mit an, einige wenige Weiße ausgenommen, die nur mit Mühe das Lachen verbergen konnten.

Endlich wandte sich die Zauberin gegen die ganze Versammlung und rief mit ihrer heiseren, widerlichen Stimme so laut, daß sie alle Anwesenden verstehen konnten: „Gebt wohl Acht auf meine Worte! Ich werde dieses Kästchen, in welchem ich den kleinen Waldgeist eingesperrt halte, der mir Alles sagt — im Hofraume der Schenke auf einen Tisch stellen; alle Anwesenden müssen der Reihe nach in den Hof treten.“ Hier schwieg die Hexe und spähte mit den Blicken im Kreise umher. „Nicht von der Stelle, du elende Person, rief sie einer Dienstmagd zu, die grade davon schleichen wollte; — „daß es ja Niemand wage, sich zu entfernen! Auch du dort,“ sprach sie zu einem von der Sonne ganz schwarz gebräunten Weißen, der von einem etwas entfernter stehenden Tische so eben aufzustehen im Begriffe war, — „da geblieben! — Jeder warte das Ende ab!“

„Habt ihr mich verstanden?“ fragte sie, sich von Neuem zu den Uebrigen wendend. „Der sich in den Hofraum begiebt, mache die Thüre sogleich hinter sich zu, öffne den Deckel des Kästchens und klopfe mit dem Zeigefinger 3 mal auf dessen Boden damit der Waldgeist

ihm in seine Seele blicken könne, dann wird mir jeder seine Finger zeigen."

„Wer bei dem bewußten Diebstahl schuldlos ist, er möge bei einer andern Gelegenheit was und wie viel immer gestohlen haben, hat nichts zu fürchten, dem geschieht nicht das Geringste. Doch dem Schuldigen in der fraglichen Sache, wird am Finger eine rothe Blatter entstehen, die er nicht eher verlieren wird, bis er das gestohlene Gut wieder zur Stelle schafft, oder den Tobie mit Geld zufrieden stellt, und überdies der Guru noch eine Flasche Rum gibt."

Aller Blicke waren staunend auf die Zauberin gerichtet, die dies alles mit so zuversichtlichem, vertrauensvollem Tone sprach, als bliebe ihr an dem glücklichen Erfolg ihrer Prophezeihung gar kein Zweifel übrig.

Einige konnten sich indeß eines höhnischen Lächelns nicht erwehren; Guru bemerkte dies sogleich, und zornentflammt war sie bemüht, diese verwegenen Zweifler einzuschüchtern: „du wagst noch zu zweifeln, du elender Weißer! ich will dir Rede stehen, wenn du es wünschest. Soll ich dir sagen, wie lange du leben wirst? wie viele Kinder du hast und noch zeugen wirst? ha, ha, ha, ha!" schlug sie eine wilde Lache auf. „Spaße nicht mit Guru, dein Schicksal liegt in ihrer Hand!"

Während die Hexe, die an ihrer Macht Zweifelnden auf diese Weise einschüchterte, trat ein Mohr hervor,

der bis jetzt ruhig an einem Tische saß. Sein Anzug war einfach; um den Leib hatte er eine Jacke von leichtem Sommerstoff, die vorne offen stand und die glatte, schwarze Brust sehen ließ. Er trug kurze, bis an die Kniee reichende, lederne Beinkleider, und Schuhe, die an bis über die Kniee hinaufragenden Strümpfen, mit Riemen befestigt waren.

Ein Tornister hing an einem breiten Riemen von seinen Schultern herab, und in der Hand hielt er ein zierlich gearbeitetes und mit sichtlicher Sorgfalt reingehaltenes Gewehr. In seinem einfachen, ledernen Gürtel stack ein Dolch, ein Tabaksbeutel und ein Futteral mit Messer und Löffel. Sein staubbedeckter Anzug ließ vermuthen, er müsse so eben von einem weiten Wege heimgekehrt sein. Auf seinen knotigen Stock, den er in der andern Hand hielt, — gestützt, blickte der jugendliche, kräftige Afrikaner mit unverwandten Augen die Zauberin an. Die ganze Gestalt dieses interessanten Schwarzen deutete auf Selbstvertrauen und ausdauernde Kraft, und wenn auch diese harten, schroffen Züge durchaus nicht schön waren, so fielen doch die ausgezeichnet regelmäßigen Formen seines Körpers und der ausdrucksvolle Blick der großen, mit Blutadern durchkreuzten Augen, so wie der feste, strenge Ausdruck des ganzen Gesichtes sehr vortheilhaft in's Auge. —

Der Mohr folgte jeder Bewegung Guru's mit auf-

merksamen Staunen und schien von ihren Zauberkünsten höchst erbaut.

Guru stellte wie sie gesagt, das Kästchen in den Vorhof der Schenke, und machte, nachdem sie herausgetreten war, die Thüre wieder zu; jetzt blickte der dicke Tobie mit gebieterischer Miene im Kreise umher: „Nun" rief er, „tretet der Reihe nach in den Hof; du, Etienne, mache den Anfang," sprach er zu einem neben ihm stehenden Weißen, der ein Diener des Hauses zu sein schien.

Dieser trat unbekümmert und furchtlos in den Hof.

„Mache die Thüre hinter dir zu," belferte Guru mit befehlshaberischer Stimme.

Etienne gehorchte und trat nach einigen Sekunden wieder heraus.

„Lege deine Hand, ohne sie anzusehen, auf die Brust, und stelle dich hieher," — sagte Guru zu Etienne, der schweigsam sich ihrem Befehle fügte.

Die Anwesenden folgten einzeln dem Etienne, und aus der Hausflur heraustretend legten sie alle ihre Hand auf die Brust, und bildeten um die Zauberin einen weiten Kreis.

„Und ihr, Motabu," redete Tobie schmunzelnd jenen schwarzen Reisenden an — „wollet ihr nicht auch den Spaß versuchen?"

„Ich komme so eben von Quebeck," erwiderte die-

ser — „ich bin schon lange abwesend, und so kann auf mich kein Verdacht fallen.“

„Freilich, freilich,“ sagte Tobie; „Euch spreche ich frei, Nachbar, wir kennen uns ja schon lange.“

Es entstand hierauf unter der Menge ein Gemurmel.

„Wenn wir Alle d'rin waren, so wird's ihm wol auch nicht schaden“ riefen mehrere. — „Der Schwarze kann, wenn er es auch bis zum Herrn gebracht hat, doch noch immer lange Finger haben“ murmelte kaum hörbar ein Weißer. Einige Farbige näherten sich jetzt mit drohender Geberde dem Motabu.

Dieser stand ganz ruhig da und warf den sich Nähernden verächtliche Blicke zu. „Fort von hier“ rief er, „es wage Niemand mir nahe zu treten, wenn er nicht Lust hat einige schwarze Beeren meines Gewehrs zu verschlucken. Muhme Guru“ fuhr er heiter fort, — „ich bin ja unschuldig, mir kann doch nichts geschehen. Ich gehe hinein und will den Spaß mitmachen, und gelingt deine Zauberei, möglich, daß ich dich auch um Etwas befrage.“

Guru warf hochmüthig den Kopf in die Höhe. „Wol, wol,“ antwortete sie, sich ein Ansehen gebend, indem sie nicht ohne eine gewisse Beziehung fortfuhr. „Ich will auf alle eure Fragen antworten; der aus der Ferne heimkehrt, wünscht wol zu erfahren, wie man ihn

daheim erwartet. Und ein teuflisches Gelächter drang bei diesen Worten unter der Larve hervor.

Motabu trat in den Hof und kam bald darauf, die Hand ebenfalls auf die Brust legend, zurück.

Nun standen alle in der größten Erwartung da. — Guru begann ihren Tanz von Neuem, auf eine noch groteskere Weise als das Erstemal, und den Stab, mit dem sich in reißender Schnelle kreisenden Windrad, drehte sie bald rechts, bald links. Endlich trat auch sie in den Hofraum und mit dem Rücken gegen die Zuschauer gewendet, rief sie Alle, jedoch einzeln zu sich hinein, indem sie sorgfältig eines jeden Hand untersuchte.

Die hinein gegangen waren kamen der Reihe nach wieder zurück, und an dem Zeigefinger eines jeden war ein schwarzer Fleck sichtbar, nur zweien war der Finger rein geblieben: die eine war jene farbige Dienstmagd die sich aus dem Staube machen wollte ehe das Zauber-Experiment vor sich gegangen war, der Andere, jener sonnenverbrannte Weiße, dessen Bekleidung und ganze Gestalt, auf einen leidenschaftlichen Jäger schließen ließ — und den Guru ebenfalls früher zur Ruhe verwiesen hatte.

Guru trat aus der Hausflur heraus; kaum hatte sie einige Schritte vorwärts gethan, als sie sogleich von Allen neugierig umringt war. „Tobie“ rief sie, „begieb dich her zu mir!“ dieser gehorchte. —

Jetzt öffnete sie das Kästchen, und neigte das Ohr

hin. Es trat eine kurze Pause ein. „Tobie“ rief endlich Guru mit zuversichtlicher Stimme; — „der eine Dieb gehört zum Hause und ist eine Weibsperson — dort steht sie, die hat die Schweine gestohlen! der Andere ist **La riviere** — oder **Long-canon**, wie er mit seinem Jägernamen heißt!“ — —

Die bezeichneten zwei Schuldigen wurden sogleich umringt; ihre Finger waren rein geblieben, indem sie wahrscheinlich aus Furcht an den Boden des Kästchens zu klopfen unterlassen hatten. Die beiden Sünder standen stumm; und gleichsam zerknirscht durch die feste Ueberzeugung, daß da eine geheimnißvolle überirdische Macht im Spiele gewesen sein müsse, gestanden sie sogleich den Diebstahl ein.

Wie wir sahen gebrauchte die alte Hexe eine einfache List, nach Art der sogenannten Siebdreher und Gaukler, die man in Indien häufig findet.

Motabu blickte ernst vor sich hin, und dann auf Guru, es schien als kämpfte er unentschlossen mit sich selbst. —

„Nun“ rief Guru, sich hochmüthig zu ihm wendend: „Motabu zögerst du noch immer? Hast du gar keine Frage an mich zu stellen? Du warst so lange abwesend, wie Vieles konnte da nicht während der Zeit vorgefallen sein?“ fügte sie mit einem wilden Gelächter hinzu,

indem sie ihre blitzenden, schaamlosen Blicke auf Motabu richtete.

Motabu zögerte noch immer unentschlossen. —

„Ei, ei!“ schmunzelte Tobie, sich Motabu nähernd, mit freudestrahlendem Gesichte, über das vollbrachte Meisterwerk Guru's; „Ihr habt Recht, sagte er mit selbstgefälliger Zufriedenheit: „es ist nicht immer gut Alles zu wissen **tonere des rochées!** was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß; viel Wissen macht Sorge; wenn dir nichts fehlt, so forsche nicht!“

„Dir fehlt also gar nichts, wilder Jäger?“ redete Guru dazwischen, „nun meinetwegen, wenn du es nicht wünschest so will ich auch deines Weibes mit keinem Worte erwähnen, um so weniger“ setzte sie mit höhnischem Grinsen hinzu — „da ich erfahren, — daß ihr Afrikaner eure Weiber selbst den Fremdlingen anbietet; ist's wirklich so Motabu?“

Motabu stieg das Blut in den Kopf, und sein Gesicht wurde noch dunkler, die Augen sprühten Feuer. „Indisches Beest!“ rief er wüthend, „halte dein Schandmaul über Dinge die man dich nicht fragt. Was könntest du Böses meiner Azala nachsagen, deren Reize ich wohl Niemandem angeboten und fürwahr auch nie anbieten werde. Weh dem“ — fügte er sein Gewehr zornig ergreifend hinzu — „der es wagt Uebels von ihr zu sprechen!“

„Uebels! Ei, Ei," schüttelte Guru, sich Motabu nähernd den Kopf — „freilich wer könnte es wagen, der schönen Azala was anzuhaben?" und wenn es Jemand thäte, so würde sie ihn wol nicht mit Umarmungen strafen, beim Sternenschimmer der stillen Nacht!"

„Höll' und Teufel!" rief ganz außer sich Motabu, — „Was war das? was willst du damit sagen, alte, vertrocknete Vettel! von wem sprichst du, heraus mit der Sprache, denn ich reiße dir deine Larve herab, und zermalme dich!" —

Guru grinzte, indem sie sich Motabu immer mehr näherte. „Wage dies zu thun," sprach sie mit hochmüthigem Tone. — „Wage es — wenn du Muth hast! höre mich Motabu! Wenn die Sonne in den Schooß der dunkeln Wälder hinabsteigt und die Wächtet der Nacht ihre funkelnden Augen öffnen, begieb dich in die Nähe deiner Wohnung und verhalte dich eine Weile ruhig; hörst du kein Geräusch, so verliere die Geduld nicht, und warte so lange bis durch das Dunkel der finstern Nacht, der Schatten eines Weißen sich nähert, der sich in dein Haus stiehlt und so lange darin verweilt, bis die Sterne verbleichen. Dann komme wieder zu mir. Verstanden! ha, ha, ha, ha!"

Motabu sprang wie ein Rasender auf sie los, doch die Hexe mischte sich mit erstaunlicher Schnelligkeit unter die Menge und verschwand. Motabu stand stumm wie

vernichtet im Kreise da. Das wiehernde Gelächter der Menge weckte ihn aus seinem dumpfen Hinbrüten.

„Wer wagt da zu lachen!“ rief er mit donnernder Stimme, indem er wüthend das Gewehr anlegte, und mit feuersprühenden Augen im Kreise umherblickte. „Sie lügt die schändliche Kreatur und ich will ihr mit meiner Flinte diese Lüge in den Hals hinein jagen.“ Er blickte noch einmal im Kreise umher, mit herausforderndem Blicke; Niemand wagte zu lachen, und Motabu begab sich eilenden Schrittes in den Schooß der ewigen Wälder. —

II.

Ein Günstling der Frauen. —

In der Nähe jener Schenke, vor der wir die eben geschilderte Scene mit ansahen, erheben sich mit ihren blanken Wänden die netten für Bequemlichkeit sowol, als zum nöthigen Schutz und Dauer berechneten Gebäude eines wohlhabenden Pflanzers mit Namen Claude Regnault, der zugleich der Besitzer der eben erwähnten Schenke war. Normandischen Ursprungs gehörte sein Stamm zu den Aeltesten von Unter-Canada. Claude war in seiner Jugend viel gereist, auch durch ganz Europa war er in Gesellschaft seines jüngern Bruders Thibaut gekommen. Während seines Aufenthaltes in Wien, fand er Gelegenheit die Bekanntschaft einer gerade zu der Zeit dort anwesenden Familie aus Siebenbürgen mit Namen Serédi zu machen. Sein jüngerer Bruder Thibaut war ein stattlicher wolerzogener Jüngling, der öfters bei Serédi's einsprach und so glücklich war, das Herz der schönen, kaum 18jährigen Nina von Serédi zu gewin-

nen, die nach endlicher Einwilligung der Eltern sein Weib wurde und mit ihm nach Amerika ging wo sie ein häusliches, stilles Leben führten. Nur selten kamen sie nach Quebeck um an den Genüssen der großen Welt Theil zu nehmen; sie lebten größtentheils auf ihren reichen Besitzungen und nur etwas fehlte zur Vollkommenheit ihres sonst ungetrübten Glückes, — ihre Ehe blieb kinderlos. — Einige Jahre vor dem Beginne dieser Begebenheit starb Thibaut und kurz darauf folgte ihm sein Weib. — Nina von Serédi vermachte den größten Theil ihres Vermögens, da sie keinen andern Erben hinterlassen, einem nahen Verwandten in Siebenbürgen. Dieser Verwandte, Ivan von Serédi befand sich nun gegenwärtig bei der Familie Regnault. Ihn führte theils der Wunsch zu reisen, theils aber auch um persönlich sein ansehnliches Erbtheil übernehmen zu können, nach Amerika.

Mit offenen Armen und wahrer Herzlichkeit wurde er von Claude und dessen Frau empfangen, und die ganze liebenswürdige eben so frohe als zahlreiche Familie war eifrigst bemüht, dem Herrn von Serédi seinen Aufenthalt alldort so angenehm als möglich zu machen.

Ivan von Serédi war ein hoher stattlicher Mann von blasser Gesichtsfarbe, er mochte ungefähr 30 Jahre zählen, wiewohl er etwas älter schien; sein Gesicht war länglich, die Züge regelmäßig, die Augen groß und blau, seine Haltung war überaus anstandsvoll. Die schwarzen

Haare, die eine hohe schneeweiße Stirne umschatteten, hatte er immer mit möglichster Sorgfalt geordnet; sein Wuchs war schlank und voll Ebenmaß.

Serédi war ein Liebling der Damen, er galt bei ihnen allgemein für einen überaus interessanten Mann und wurde dadurch so zu sagen im wahren Sinne des Wortes, verwöhnt. Ueber seinen Charakter wollen wir im Voraus nur so viel verlauten lassen, daß dieser weder schlecht noch gut zu nennen war; er gehörte zu jenen Menschen, die gewöhnlich schon bei ihrem ersten Erscheinen durch ein vortheilhaftes Aeußere, durch angenehme, gesellige Vorzüge zu bestechen wissen, und uns vergessen lassen sie einer nähern Beobachtung zu unterziehen, um einen tieferen Blick in ihre Seele thun zu können.

Ivan war ein großer Verehrer des weiblichen Geschlechts, und er konnte ohne irgend eine Liebesavantüre mit einer oder der andern gar nicht leben. Dieses ewige Tändeln und Schmachten wurde ihm zuletzt zur zweiten Natur und verursachte, daß **Serédi** im wahren Sinne des Wortes vielleicht nie geliebt hatte. Eine hübsche Tournüre, eine Modeschönheit, ein geistreiches Mädchen, das die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen verstand — vermochte ihn sogleich in Flammen zu bringen. Er hatte die Gewohnheit — oder besser, es war ihm eigenthümlich — seine Gefühle so zu sagen,

selbst in Allarm zu bringen und es sich glauben zu machen, daß er sich in Liebe verzehre, daß er anbete: doch blieb sein Verstand immer am rechten Fleck, wodurch er es in der Fertigkeit zu lieben — bei ihm war die Liebe nichts Anderes und beruhte gewöhnlich auf Berechnungen — zu einer solchen Vollkommenheit brachte, daß seinen Schlingen kaum ein weibliches Wesen, am wenigsten ein schuldloses unerfahrnes Mädchen, zu entgehen vermochte.

Mit der Schuldlosen war er schuldlos, mit dem Kinde ein Kind, mit der Schwärmerin verstand er zu schwärmen, mit der Empfindsamen zu empfindeln; und wenn er verführte, so schien er selbst der Verführte zu sein, wenigstens konnte er dies Jener glauben machen, die er anzuklagen für gut fand. In seinen Liebesabenteuern spielte gewöhnlich die Eitelkeit eine Hauptrolle, doch war es ihm — wie wir bereits bemerkt — so eigenthümlich geworden sich in seine Leidenschaften hineinzudenken, ja sogar hinein zu fühlen, daß er zuweilen selbst glaubte da zu lieben, wo sein Herz — wenn auch die Sinne nicht — kalt blieb. —

Serédi hatte große Bildung und dabei einen feinen Takt; er wußte sich sowol im Salon, wie in der einfachsten Hütte zurecht zu finden, und Jedermann hielt ihn für höchst galant und feinfühlend, besonders wenn

man in keinem nähern Verhältnisse mit ihm zu stehen Gelegenheit hatte.

Seine Trennung vom Vaterlande ließ manches kummervolle Herz zurück. Leona von **Serédi**, eine nahe Verwandte besaß zu der Zeit — sagen wir — sein Herz, wenn dieß auch nur eine Redensart ist. In Siebenbürgen betrachtete man sie bereits für ein künftiges Ehepaar.

Serédi liebte Leona, das heißt, so wie er zu lieben vermochte; die Auszeichnung die er von dem sehr schönen, gebildeten und auch reichen Mädchen erfuhr, schmeichelte seiner Eitelkeit und eine Verbindung mit ihr schien ihm jedesfalls, da er nun einmal heirathen sollte, erwünschter als mit jeder Anderen in Siebenbürgen. Nach seiner Rückkehr aus Amerika sollte ihre Vermählung vor sich gehn, denn so viel wir wissen, hatte sich **Serédi** bei seiner Abreise vorgenommen nur kurze Zeit in Amerika zu verweilen.

Doch das Scheiden aus dem Kreise der herzlichen Familie Regnault war nicht so leicht, der Vater und Großvater Claude's waren noch am Leben. Diese, dann der 45jährige Claude mit seinen zwei jugendlichen Schwestern und zwei Brüdern, dann deren Mutter eine kraftvolle, rüstige Matrone, führten zusammen ein wahrhaft patriarchalisches Leben. Die alte Mutter ging mit ihren erwachsenen Söhnen und Töchtern, wie mit kleinen Kin-

dern um, und wenn nicht ein tiefes Gemüth, dieses wahrhaft kindische Kosen und Verzärteln in einen Glorienschein rührender Mütterlichkeit gehüllt hätte, so wären diese Liebkosungen fast lächerlich vorgekommen — aber man kann sich nichts Ueberraschenderes, nichts Rührenderes denken als diese überschwengliche Zärtlichkeit, mit der zum Beispiel, die sorgsame Mutter, dem bald dem Greisenalter sich nähernden Claude die Stirne streichelte, oder seinen Kopf auf ihren Schultern ruhen ließ.

Serédi's Aufenthalt wurde eines Theils durch die herzliche Aufmerksamkeit dieser lebensfrohen, zufriedenen Menschen, von einem Tag auf den andern verschoben; dann schienen ihn Canada's großartige Naturschönheiten zu fesseln, und wenn dies übrigens an so einem Lebemann, wie Serédi, nicht zu verwundern war, der dort sein Vaterland hatte wo er sich behaglich fühlte und es ihm wohlgefiel, so wird es den Leser um so weniger überraschen, wenn er vernimmt, daß sich bereits einige in die Ohren flüsterten — denn Ohrenbläser giebt es überall — daß irgend ein verborgenes Liebesverhältniß mit zu dem Netze gehöre, das ihn bei Regnault's fest hielt.

Ungefähr dreiviertel Stunden von den ausgebreiteten Besitzungen der Regnault's entfernt, war die einfache Wohnung eines weit und breit bekannten, freige-

wordenen Mohren. Seine Mutter, die Sklavin eines reichen Plantagen-Besitzers aus der Nachbarschaft, war aus Afrika nach Amerika gekommen, wo ihr Mann aus königlichem Blute entsprossen sein sollte, was das Mohrenweib mit stolzem Selbstgefühl, mehr als einmal erwähnte, gewöhnlich aber nur dann, wenn nach ununterbrochener Arbeit und Mühe, der reichlich genossene Rum, — ein Lieblingstrank dieser treuen Sklavin, — ihr Hirn in Aufregung brachte, und dann später, als sie sich bereits so viel erworben hatte, um sich und ihren Sohn von ihrem Herrn loszukaufen.

Nach dem Tode der Mutter bearbeitete der Sohn mit emsigem Fleiße seine Aecker und Felder, die man sich zu der Zeit zu einem viel billigeren Preis allda anschaffen konnte. Dazumal war der Mais einer der gesuchtesten Artikel, und in der Umgegend verstand ihn Niemand so vortrefflich zu erzeugen, als er; sein Tabak wurde jedem andern vorgezogen; die Jagd betrieb er leidenschaftlich und wußte deren Ergebnisse auf das vortheilhafteste an Mann zu bringen. Niemand kam ihm gleich in der Ausarbeitung der Otter- Luchs- und Rehfelle, ja keiner vermochte sie so zu schießen, wie er; denn die Jäger in Canada haben es zu einer gewissen Fertigkeit gebracht ihren Schuß so einzurichten, daß sie dadurch den kostbaren und zu sehr hohen Preisen verkäuflichen Fellen, keinen bedeutenden Schaden zufügen.

Seine Mutter schickte ihn, als er ein noch kaum 14jähriger Knabe war, in die nahen englischen Missionen, und ließ ihn da mit großer Sorgfalt erziehen; darum sprach er auch das Englische am liebsten und am geläufigsten. Der fröhliche, kräftige, leidenschaftliche Jüngling, erwarb sich da nützliche, zweckmäßige Kenntnisse und wurde die Freude seiner Mutter, sowol seiner Tugenden als seines Fleißes wegen. Er war kaum noch 18 Jahre alt als die Einwohner ihn, den Donner der Felsen „**le tonere des rochées**“ nannten, wegen des eigenthümlichen Knalls seines weitschlündigen Gewehrs, den besonders das geübte feine Ohr des Indianers unter Hunderten zu unterscheiden vermochte; er kannte jeden Schlupfwinkel der undurchdringlichen Urwälder und sein Gewehr fehlte nie.

Motabu — dies war der Name des Jünglings — wurde auch von Regnault's geschätzt und werth gehalten; sie sandten ihn mehr als einmal mit ihren Waaren nach Trois-Riviere wo sich unzählige Indier zur Betreibung ihres Leder-Tauschhandels einfinden, oder in das nahe gelegene Monte-reale, manchmal sogar bis nach Quebeck. Motabu der die ihm anvertrauten Geschäfte mit gewissenhafter Pünktlichkeit versah, fand reichlichen Lohn für seine Bemühungen, wodurch es ihm zuletzt mit Zuziehung seines eigenen Ersparnisses möglich wurde, sich in die Mitte, der von ihm selbst urbar ge-

machten, früher ganz unwegsamen Wildniß, sein eigenes Haus zu bauen.

Als Serédi in Amerika anlangte war „Le tonere des rochées“ einer der wohlhabendsten schwarzen Pflanzer in Unter-Kanada.

Er war der friedlichste Nachbar und man hielt ihn allgemein für einen zugänglichen, geselligen Menschen, doch besaß er einen Fehler; er war ungemein heftiger Gemüthsstimmung; das den glühenden Sandsteppen Afrika's ererbte Blut rollte in seinen Adern. Er liebte mit Heftigkeit, haßte aber eben so. Wehe dem, der seinen Haß auf sich zog, er war ewig, unversöhnlich! und ganz im Gegensatz mit seinem schnell aufflammenden und wieder verrauchenden Jähzorne; denn hatte er einmal seine Rache gekühlt, was er gewöhnlich ganz im Geiste Talion's that, so war er plötzlich wieder besänftigt. Er bereute wohl seine That nicht — doch tauchte eine Art Mitleid über das gefallene Opfer in seinem Herzen auf und bei einer solchen Gelegenheit lag in allen seinen Aeußerungen und Handlungen etwas, fast Großmüthiges, was unwillkürlich überraschte. Motabu's Weib Azala war — wenn dies anders von einer Mohrin zu sagen erlaubt ist — ein herrliches Geschöpf. Er kaufte sie als ein kaum 13jähriges Mädchen von einem Pflanzer aus der Nachbarschaft und ließ sie mit großer Sorgfalt in Quebeck erziehen. Das Gesicht dieses wahrhaft interessanten

Wesens war rund, ihre Züge, wiewohl sie ihre afrikanische Herkunft erkennen ließen, konnten dennoch fein, ja schön genannt werden, ohne daß sie im mindesten regelmäßig waren. Das Haar war durch die darauf verwendete Sorgfalt, wenn auch kraus und wollig doch bedeutend länger und glänzender als man es gewöhnlich bei den Mohrinnen findet. Ihre Hautfarbe wetteiferte an Schwärze mit der des glänzendstes Ebenholzes, durch welche eine zarte Röthe hervorschimmerte die man nur sehen mußte, um es glauben und begreifen zu können, wie schön und reizend auch ein schwarzes Weib sein kann. Die seelenvollen, gutmüthigen, nächtlich schwarzen Augen schwammen in einem bläulichen Email, durch welches sich kaum sichtbare haardünne Aederchen zogen; ihr Lächeln war so voll Gemüth und dennoch so schelmisch, — fürwahr es war verführerisch. Zu dem Allen gesellte sich noch ein herrlicher Wuchs, niedliche Händchen und fein gedrechselte Füße, die alles übertrafen was das Auge hierin je 'Zartes, Regelmäßiges und Graziöses gesehen. Der schwellende Sammt ihrer Haut, besaß, als das gewöhnliche bezeichnende Merkmal ihrer Herkunft eine Feine und Weichheit, wovon ein Weißer sich kaum einen Begriff zu machen vermag.

Es ist dies nur ein schwacher Abriß der schönen Azala, die kindlich froh, zuweilen fast übermüthig war;

doch besaß sie tiefes Gemüth, ein reiches Gefühl und vielen natürlichen Verstand.

Der leidenschaftliche, unwillkührlich zündende Blick ihrer sprechenden Augen, hatte schon manchen Weißen dieser Gegend, die sich bekanntlich sehr leicht mit der schwarzen Farbe auszusöhnen pflegen, in Flammen gebracht.

Azala bemerkte selten ihre unwillkührlichen Siege und eine aufrichtige Neigung fesselte sie an ihren Mann; ob dies übrigens Liebe oder ein Gefühl der Dankbarkeit war, wage ich nicht zu entscheiden; so viel ist indeß gewiß, daß ihr Betragen, trotz manchen Versuchungen, an denen es nicht fehlte — bisher, wie es allgemein bekannt war — makellos blieb, so daß in dem Punkte auch nicht der entfernteste Verdacht auf ihr haftete. Ja Motabu selbst, der sein Weib abgöttisch verehrte, nahm nicht das Geringste an ihr wahr, was ihn zu beunruhigen vermocht hätte, wenn er sich auch hie und da über Diejenigen, die den Reizen seines Weibes huldigten, oder vielmehr sie bewunderten, mit manchen scherzhaften Anspielungen herausließ — die wohl nicht immer frei von einem Anfluge düstern Ernstes sein mochten, indem Jene, wenn er es auch nicht gerade zu aussprach, ganz und gar nicht nach seinem Geschmacke waren, am wenigsten jedoch die Weißen, die er überhaupt nicht lieb hatte, was bei dem einstmaligen Sklaven wohl leicht erklärlich und zugleich zu entschuldigen ist. —

Einer von Jenen, denen Azala wahrscheinlich willenlos tiefer in die Augen — und vielleicht auch in's Herz geblickt hatte, war der interressante Fremdling — **Serédi.** Als ein leidenschaftlicher Jäger durchstrich er die schattige Kühle der dichten Wälder, und mehr als einmal blieb er vor der einsamen Wohnung Motabu's stehen, — ob dies ganz zufällig geschah — wollen wir dahin gestellt sein lassen.

Gregoire, der jüngere Bruder Regnault's, ein sonneverbrannter, lebhafter Jüngling, der ihn gewöhnlich auf seinen Ausflügen begleitete, war auch einer der Bewunderer Azala's, und gerieth in Feuer, wenn er ihrer gegen **Serédi** erwähnte; er verheimlichte auch nicht vor **Serédi**, daß das junge reizende Weib, bei all ihrer zugänglichen Freundlichkeit dennoch gegen solche sehr kurz angebunden sei, die von den liebeglühenden, doch unwillkürlichen Strahlen ihrer dunkel lodernden Augen ermuthigt, sich nur die mindeste Freiheit gegen sie herauszunehmen erkühnen.

Serédi war dort erst recht in seinem eigentlichen Elemente, wo bei einer Liebesaventüre von Hindernissen die Rede war. — Er richtete — sonderbar genug! auf das Strengste, weibliche Schwachheiten, wenn sie nämlich gegen Andere sich schwach bewiesen: doch huldigten sie ihm, waren sie gegen ihn noch so selbstvergessen, so verzieh er Alles, wurde ihr eifrigster Anwalt und erhob

sie bis zum Himmel. Von **Serédi** gelobt zu werden, klang dort verdächtig, wo man ihn bereits näher kannte.

Wiewol Einer von Jenen, die gegen Jedermann sich gerne verbindlich zeigen und stets zuvorkommend sind, kannte er in einem Punkte jedoch durchaus keine Rücksicht. Er wäre bereit gewesen, dem besten Freunde, für den er vielleicht sein Leben auf's Spiel zu setzen im Stande gewesen wäre, sein Weib abwendig zu machen, wenn dieses ihm gefiele. Doch bei all seinem Leichtsinn müssen wir eingestehen, daß es nichts weniger als leicht war seinem Geschmacke zu genügen. In dem Punkte war er überaus delikat. Ein schönes, geistreiches, gebildetes junges Mädchen, vermochte ihn wol in Flammen zu bringen, doch eine nicht ausgezeichnete Schönheit oder eine nicht besonders interessante, durch Geist und Bildung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehende Dame warf wohl ganz vergebens ihr Netz nach ihm aus. Wenn er liebte — nennen wir es so — gab es keinen Verwegeneren, Unternehmenderen als ihn; seine Leidenschaft machte ihn tollkühn, und wo es Noth that gab er Proben seltener Tapferkeit. — Das ist der Maßstab zu jener Empfindung, die **Serédi** Liebe nennen zu müssen für gut fand.

Aus all dem Gesagten ist es wol ersichtlich, daß er den Damen, besonders einer gewissen Klasse unter ihnen

gefallen mußte, daß ferner seiner Eitelkeit ein alltäglicher leichter Sieg nicht zu genügen vermochte, — und daß er sich endlich da, wo er gefallen wollte, von der liebenswürdigsten, interessantesten Seite zu zeigen wußte.

Doch kehren wir zu Azala zurück. Ihr Mann trat seine Reise grade an dem Tage an, an welchem Serédi bei der Familie Regnault angelangt war. Eben als Ivan ankam, stand Motabu vor dem Hause Regnault's und sah den Fremden flüchtig; doch Serédi wurde ihn kaum gewahr. Der Weiße hat sich überhaupt erst an die unterscheidenden Merkmale der Mohrenphysiognomie zu gewöhnen, denn Anfangs findet er gar keinen Unterschied, was von den durchgehends deutlich ausgeprägten Zügen dieser Raçe und den flachen Formen herrührt.

Motabu besuchte die nahgelegnen Märkte, wo Leder ein bedeutender Handelsartikel war; zuweilen führte ihn sein Weg bis nach Quebeck; oft sogar noch tiefer und weiter hinauf gegen Norden. — Seine Vorräthe schaffte er auf Mauleseln fort, die er gewöhnlich einige Wochen vor seiner Abreise zusammenkaufte und dann sammt dem Leder an Mann zu bringen suchte.

Er hatte größtentheils bestimmte Käufer unter den Geschäftsträgern jener nördlichen Lederhändler-Compagnie die in Monte-reale, Trois-Riviere, Quebeck, ja hie und da sogar bis Labrador ihre Geschäfte betrieben. Er mußte diesmal — wie vorauszusehen war — lange von

seiner Heimath ferne bleiben; Azala nahm rührenden Abschied von ihm und bat ihn, ja so bald als möglich wieder heimzukehren. Motabu gelobte ihr dieß, und in Gesellschaft mehrerer Jäger, mit denen er eine ausgebreitete Bekanntschaft unterhielt, trat er seine Reise an.

III.

Einer, der den Weg kennt. —

In Motabu's Abwesenheit traf es sich eines Tages, daß Serédi allein auf die Jagd ging, was seit einiger Zeit schon mehr als einmal der Fall gewesen. Er durfte nicht weit gehen, und schon breiteten sich die unermeßlichen Urwälder vor seinen Augen aus; man muß die Wildnisse Canada's gesehen haben, um sich von ihrer wunderbaren Großartigkeit eine Vorstellung machen zu können.

Dieser Anblick ist zu imposant, zu eigenthümlich, als daß es möglich wäre, mit der Feder auch nur eine schwache Schilderung geben zu können. Größtentheils sind es Fichten- und Eichenwälder und die Bäume nicht so riesiger Art, besonders ihrem Umfange nach, wie in den vereinigten Staaten; doch läßt die Vegetation allda, die europäische Pflanzenwelt weit hinter sich zurück. Es gibt Plätze in diesem unermeßlichen Waldungen, wohin kein menschlicher Fuß je gekommen; die Bäume wachsen

wild durcheinander in Kreuz und Quer, von wuchernden Gestrippen und Dorngebüschen umgeben; hier stürzen und stürzten vor ewigen Zeiten her Bäume auf Bäume — und über diesen aufgehäuften Massen bilden die zu einem Boden verdichteten, abgefallenen Blätter einen Moorgrund, dessen Oberfläche mit giftigen Kräutern und Schlinggewächsen ganz bedeckt ist; — wenn hierauf nun wieder Bäume auf Bäume fallen, und die Natur damit so fortfährt, thürmen sich zuletzt verderbenschwangere Berge auf, von deren trügerischer grüner Höhe der Wanderer in eine grundlose Tiefe hinabstürzt und seine Kühnheit mit dem Leben büßt.

Zwischen den Bäumen schlängeln sich Ranken und Epheugewinde hin, mit ihrem üppig fortwuchernden Geflechte, um die ganze Wildniß gleichsam ein Netz ziehend. Die sirische Asclepia und die harzigen Fichten duften die würzigsten Wohlgerüche aus. —

Serédi gelangte langsam vorwärts, indem er mit seinem leichten Gewehre durch das Gestrippe sich einen Weg bahnte, und genau auf jeden seiner Schritte Acht gab. Riesige Stämme, die wie ungeheure Kreuzspinnen im Wege lagen, streckten ihre trockenen Zweige und Aeste von sich, ihm den Weg verrammelnd; Schlangen glitten zischend darunter hin, und seine Blicke waren immer aufmerksam gerade vor sich hin gerichtet. Bald gelangte er an sumpfige Teiche, die durch Regengüsse oder geschmolze-

nen Schnee sich gebildet hatten, und in denen heißhungrige Krokodille auf Beute lauerten. Derlei Sümpfe trocknen oft nach Jahren nicht aus. —

Jetzt stand **Serédi** vor einem ungeheuern Fels, der am Fuße so dicht mit Fichten ringsherum umgeben war, daß es schien, als wäre er aus den Wolken gerade zwischen die Bäume gefallen; sein Scheitel war mit weichem Ginster, mit ausgezackten Spitzen ähnlichen Steinpflanzen und mit Moos und Schimmel bedeckt; ein ungeheurer Condor nagte in einer Vertiefung des Felsens an den Knochen eines halbverwesten Fuchses, daneben lag die Hirnschale eines Elenthieres. Der Riesenvogel erhob sich schwer mit seinen breiten Flügeln, als **Serédi** sich näherte, und ließ ein durchdringendes Gekrächze hören; **Serédi's** Schuß galt einem edleren Wild, er beachtete daher den Greifgeier kaum. Auf der entgegengesetzten Seite rankte sich das wuchernde Schlingkraut so verworren und üppig den Felsen hinan, daß sich gleichsam dadurch ein Zelt gestaltete, wo wilde Katzen ihren Rumor trieben; auf den Zweigen wiegten sich Eichhörnchen und sprangen von Ast zu Ast, und von der Spitze eines ungeheuern Ahornbaumes wand sich wie ein dickes Seil eine bunte Schlange herab. **Serédi** umging den Felsen, der Fußsteig wurde hier noch gefährlicher, sein Weg führte ihn durch von der Natur gebildete Laubgänge, die sich in tausend und tausend labyrinthischen

Windungen verzweigten; bald darauf gelangte er auf eine überhangende Felsklippe, die in den Lüften zu schweben schien, und unter der eine grundlose, schwindelnde Tiefe ihn angähnte; links breitete sich wieder ein Teich aus, aus dem umgestürzte Riesenbäume hervorragten und der seit ewigen Zeiten zwischen den Felsen sich hier sein Bette eingegraben hatte.

Man kann leicht denken, daß ein Fremder es kaum wagen darf, ohne Führer am wenigsten, eine weite Strecke in diese schauerlich-erhabene, in ihrer Art zauberisch-romantische Wildniß zu dringen, gewöhnlich gelangt man nur so weit, um durch die verworrenen Baummassen die nahgelegenen Wohnungen und Meierhöfe nicht aus den Augen zu verlieren; oder man folgt der Richtung des meilenbreiten, mehr dem Arme eines Meeres als einem Flusse ähnlichen, prachtvollen St. Laurenz-Stromes, dessen jenseitige Ufer mit der fernen Bläue des Himmels ineinander schwimmen.

Wir können daher mit Recht über Serédi staunen, daß er seine Richtung gerade gegen die undurchdringlichste Tiefe der Wälder nahm, und einen ganz unwegsamen Pfad, dessen Gewölbe ihn jeden Augenblick herabzustürzen drohte — einschlug, wie Jemand, der den Weg genau kenne. Endlich gelangte er in eine freiere, gelichtetere Gegend, die noch hie und da die Spuren einer, wie man sah erst jüngst vorgenommenen Ausrot-

tung durch Feuer verrieth. Eine breite, ebene Fläche breitete sich vor seinen Augen aus, deren Mitte ein einfaches, doch geschmackvoll erbautes Landhaus, mit blendend weißen Wänden, hellgrünen Fenstergittern — einnahm. — Das Haus war, wie man es auf den ersten Blick wahrnehmen konnte, für die Dauer sowol als für den Schutz berechnet; die schmalen Fenster waren außer ihrem Gitter, inwendig noch mit dicken eisernen Stäben verwahrt, die Thüren mit Eisenblech belegt und mit schweren, flachen Nägeln beschlagen. Rings herum war es von Blumengebüschen umgeben, und es breitete sich davor ein schöner, üppig grüner Rasen aus; bekanntlich ist das Gras in Unter-Kanada sehr verschieden von dem der südlicheren Theile Amerika's, wo es weder so saftig, noch so weich und hellgrün ist.

In der Nähe dieser Wohnung zogen sich, so weit das Auge reichte, mit Mais und Waizen bepflanzte Aecker hin, aus deren wogenden Saaten hie und da der schwarze, abgebrannte Stumpf eines Baumes hervorragte, und an deren Rändern man noch hie und da Aschenhaufen und rauchende Baumstämme gewahrte.

Serédi schritt schnell durch die Maisfelder hin, die eben in schönster Blüthe prangend zu beiden Seiten sich hinzogen, indem sie eine schmale Mitte ließen, die den Weg zu jener einsamen Wohnung bildete. Die Maisstengel hatten mit ihren dunkelgrünen Blättern eine Höhe von

6—7 Schuh erreicht und waren mit Sorgfalt in einer gewissen Ordnung gepflanzt; während in den Zwischenräumen die Melonen mit ihren hellgrünen Blättern und dem üppig wuchernden Schlingkraut ringsherum ein Netz zogen.

Ivan verdoppelte seine Schritte, schon von Ferne bemerkte er Azala, die in einer, von üppig sich emporrankenden Reben gebildeten Laube auf einer Steinbank vor dem Hause saß; ihr Gesicht verrieth jetzt nicht jene gewohnte Heiterkeit, die sie so bezaubernd machte, um ihre Lippen spielte nicht jenes schelmische und dennoch gemüthliche Lächeln, das zwei der allerschönsten Perlenreihen sehen ließ; ihre Augen waren auf den Boden geheftet, der Busen wallte unruhig, ihrer Brust entrangen sich kurze, abgebrochene Seufzer. Es schien als kämpfte sie mit sich selbst, als schlüge ihr Herz nicht mehr so frei, so harmlos, so regelmäßig, als dessen der sich keine Vorwürfe zu machen hat. Sie erhob sich von der Bank, und ohne den sich nähernden Serédi zu bemerken, blickte sie um sich; dann setzte sie sich wieder und starrte vor sich hin, ohne zu gewahren, was um sie her vorging. Es schien vielmehr, als wäre während dieses dumpfen in die Fernestarrens die Sehkraft ihrer Augen gegen ihr Inneres gerichtet; man sah deutlich, daß sie Jemanden sehnsuchtsvoll erwarte, und doch konnte man aus ihrem ganzen Wesen bemerken, daß die Ankunft des Erwarteten

in ihrer Seele nicht jene reine, ungetrübte Wonne hervorrufe, die so beruhigend, so beseligend ist. —

So saß sie, kummervoll vor sich hinbrütend, bald die Augen gen Himmel richtend, bald die kleinen, zarten Hände auf die schmerzensreiche Brust drückend. **Serédi** war schon ziemlich nahe und konnte bereits das reizende Weib ganz ausnehmen. Ein gewürfeltes Gewebe von lebhaften Farben umfloß ihre Glieder, die Brust ganz frei lassend, und dem Auge zwei glänzend schwarze, schwellende Hügel Preis gebend, die an Zartheit, Schwärze und Glätte mit dem allerfeinsten Sammt wetteiferten. Eine bunte Perlenreihe schlängelte sich um ihre rabenschwarzen Haarlocken, in ihren Ohren wiegten sich Kolibris, die von strahlenden Rubin- und Smaragdfarben erglänzten, und die man während des kurzen, glühenden Sommers in den Gärten von Quebeck von lauen Lüften bewegt, wie lebendige Blumen, umherflattern sieht. —

Serédi stand schon fast ganz nahe vor Azala, verloren im Anschauen des wahrhaft bezaubernden Wesens, dem diese schwärmerische Melancholie in seinen Augen einen noch höhern Reiz verlieh, als wäre ihm deren Veranlassung nicht unbekannt. „Azala!“ rief **Serédi** näher tretend — „süßes, zauberisches Wesen! nicht wahr, du hast mich erwartet? Nicht wahr, du wußtest, daß ich kommen werde? Wir haben ja beide nur eine Seele, und eine Liebe, die über's Grab währt, schlingt

ihre süßen Bande um uns! Ha!" rief er — „der Himmel erschließt sich mir, die Sphärenklänge der Engel umrauschen mich, wenn ich dich, meine Azala sehe und höre!"

Azala blickte empor; durch die Rabenschwärze ihrer Haut ergoß sich der Purpur der Liebe, sie that einen Schritt zurück, als wollte sie sich entfernen; sie bedeckte ihre Augen mit den Händen, schluchzte leise und stand eine Weile regungslos da. Endlich sank sie mit dem Gefühle überströmender Liebe und mit jener heftigen, leidenschaftlichen Gluth, die den Südländerinnen so eigenthümlich ist, an **Serédi**'s Brust; er drückte sie stumm an sein Herz, und sein Gefühl strahlte im Bewußtsein seines errungenen Sieges.

„Was hast du aus mir gemacht, Ivan!" dies waren die ersten Worte des Weibes, die sie nur mit Mühe, mit fast vor Schluchzen erstickter Stimme hervorzubringen vermochte. „Ach" rief sie, „ich bin sehr, ich bin unaussprechlich unglücklich."

In **Serédi**'s Blicken konnte man eine Art innerer Unruhe bemerken und gleichsam verweisend ruhten seine Augen auf Azala. —

„Du zürnest mir!" fuhr Azala fort; „ach, Ivan, meine Ruhe ist dahin! ich zittere wie ein gehetztes Elenthier, in meinen Thränen spiegelt sich der Sonne erster und letzter Strahl!"

„Azala" antwortete **Serédi** mit dem rührendsten, einschmeichelndsten Tone, indem er ihre Hände erfaßte, „o vergiß Alles, so wie ich, wenn es mir in deinen Armen zu liegen vergönnt ist; klage nicht an dein Herz, weil es mich zum Glücklichsten aller Sterblichen gemacht! Sieh! der Liebe Heimath ist der Himmel, und der Himmel der Wohnplatz der Engel. Welche Seligkeit hätte die Welt für uns, böte sie uns nicht beglückte Liebe? Sieh, Geliebte! Alles opfere ich mit Freude für dich hin, wenn du es wünschest, selbst mein Vaterland, mein Leben, Alles! Und du zweifelst dennoch? Ach, du liebst mich nur halb, denn du kannst dort noch klügeln und überlegen, wo ich kaum zu denken vermag!"

Azala schwieg. Nach einer kurzen Pause begann sie, ihre Blicke leidenschaftlich auf **Serédi** heftend: „wohin soll dies Alles führen? wie lange kann es so bleiben? ich fühle es" setzte sie mit glühendem Gesichte hinzu — „ja, — ja, — daß ich deinetwegen, Ivan, bereits mehr vergessen habe, als ich vergessen durfte, deinetwegen, der du vielleicht schon in einigen Monden dich von hier entfernst. Ich habe dir die Ruhe, das stille Glück meines Lebens geopfert, — wollte Gott, dieses Leben wäre kurz! Ach, ich kann Motabu nicht mehr lieben, begreifest du Weißer was das heißt? — Ivan, ja, ich bin kalt gegen ihn geworden, und zwar deinetwegen, — und ich habe ihn früher doch so innig geliebt, ich glaubte

doch so sehr überzeugt zu sein, außer ihn, nie einen Andern lieben zu können! — Du hast ihn herausgerissen aus meinem Busen, du hast mich in einen Abgrund gestürzt, aus dem für mich keine Rettung mehr möglich ist! — Alles — und wie Vieles enthält dieses Wort! ja Alles, — meinen Mann, meinen jugendlichen Frohsinn, meine Seele, Alles, — Alles habe ich für dich hingeopfert. Ivan!" rief sie mit leidenschaftlich, schmerzlich aufgeregter Stimme, — „liebst du mich auch? — Kannst du es begreifen, was das heißt, wenn ein Mädchen, ein Weib, Alles hingeopfert! — Nicht vom Leben ist hier die Rede, denn was gilt ein Leben! noch von seinen Freuden; — denn was sind alle Freuden — ?! — Doch wenn ein Weib seine Seelenreinheit verliert, wenn aus dem guten, schuldlosen und treuen, ein verworfenes, sündhaftes, untreues Weib wird; begreifst du, was das heißt?!"

Serédi konnte sich einer herzbeklemmenden Regung nicht erwehren. „Azala" rief er, indem er die schöne Sprecherin an seine Brust drückte — „fache doch die Flamme nicht in deinem Busen an; quäle dich mit furchtbaren Bildern nicht, halte dich nicht für schlimmer als du bist! Ist denn dein Herz strafbar? fühlst du das Unglück Anderer nicht mit derselben Theilnahme wie früher? — Bist du etwa dem Himmel untreu geworden? mit einem Worte, was läßt in deinen Augen dich gar

so schlimm erscheinen? Etwa weil du den liebeglühendsten, den treuesten aller Männer liebst? Weil du dich meiner erbarmtest, der, wenn du dich von ihm gewendet hättest, ewig namenlos unglücklich geblieben wäre? Sieh, dies sind deine Sünden, beim Himmel, Azala, du hast Motabu nie geliebt!"

Azala schüttelte schmerzlich den Kopf. —

„Nein," fuhr Serédi fort, — „du hast ihn nie geliebt; ich habe dein glühendes, schuldloses Herz zuerst gelehrt, was Liebe sei, nicht wahr, Azala? — Nicht wahr, deine Arme hatten noch nie so weich, so innig umarmt, deine Augen noch nie so geflammt? — Ach, Azala, sprich es aus, nicht wahr, nie? — gieb mir diese süße Beruhigung, gönne mir diesen beseligenden Glauben! —

„Nein, nein, nein!" rief Azala entsetzt, am ganzen Körper bebend; glaube dies ja nicht, durchaus nicht! Du bist ein Verführer! Glaubst du, daß ich dies nicht weiß; meine Augen haben sich geöffnet, doch zu spät, du verstandest es nur zu sehr, meine Sinne trunken zu machen, und wenn du mich auch jetzt liebst, jetzt, da ich so ganz, so mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele die Deine bin; hast du mich aber auch damals geliebt, konntest du mich damals lieben, als du mit wohlberechnetem, feinem Plane das Gebäude meiner Grundsätze allmälig untergrubst und erschüttertest? — Du hast mein

harmloses Herz überrascht, du hast jede schwache Sekunde mir abgelauscht und benützt; o, du bist erfahren in derlei Künsten! — Angsterfüllt und zitternd sehe ich dies ein, aber, weh' mir, zu spät!"

Serédi's Gesicht verdüsterte sich, auf seine Stirne lagerte sich ein finsterer Ernst, er preßte die Lippen zusammen.

„Du hast die Hölle in meinen Busen geschleudert, ich bin nicht mehr Azala, — ich bin ein verworfenes Geschöpf — jedes meiner Worte ist Lüge und Trug, mein Thun Verstellung — ich täusche den guten Motabu! o ich bin sehr, sehr verworfen! Ivan, verachte mich! —

„Wozu diese Vorwürfe, dieses Anklagen," rief Serédi gekränkt. —

Azala hörte ihn nicht, und in ihrer leidenschaftlichen Aufregung fuhr sie fort: „ich zittere vor der Möglichkeit — Motabu könne durch den Tod mir entrissen werden — nicht mehr so wie einst!" — Sie bedeckte ihre Augen mit den Händen. — „Motabu! der der beste aller Männer ist, den jeder hoch achtet und den ich so zärtlich geliebt habe! Ja, ja, den ich geliebt, so wie dich, wenn auch nicht so trunken, nicht so wahnsinnig, nicht so sinnlich — doch mit ganzer Seele, ruhig und

glücklich; o ich fühle es, meine Liebe zu ihm war reiner und edler, als die zu dir!"

Serédi erblaßte. Die letzten Worte trafen ihn tief. — „Azala!" rief er mit vorwurfsvollem Tone — „Du vermagst schrecklich zu sein, du quälst dich selbst, du bist gegen dich und mich ungerecht! Sprich, wer von uns hat den andern verführt, ich oder du? Habe ich deine wundervollen, reitzenden Glieder geformt? Habe ich die dunkellodernden Flammen deiner blitzenden Augen entzündet? Habe ich gewoben den schwellenden Sammt dieser üppigen Arme? Habe ich diese Reize, dieses unwiderstehliche Lächeln auf deine süßen Lippen gezaubert? Ach, mich zog eine geheime, unwiderstehliche Macht zu dir hin, die mit Allgewalt mich in deinen Zauberkreis bannt. — Weiß ich denn, was ich zu dir gesprochen? ich erinnere mich keines Wortes mehr? Die Macht des Augenblicks gab sie mir ein und die himmlische Flamme der Sympathie ließ willenlos und unbewußt unsere Herzen in einander schmelzen. Du bist mein — oder vielmehr wir sind beide nur Eins: beide Verführer und Verführte!"

Mit derlei Klügeleien beruhigte Serédi Azala, so oft in ihrem Busen Zweifel aufstiegen. Azala kämpfte stets gegen ihre Liebe, sie wich nicht feige zurück, sie vertheidigte jeden Schritt, bis ihre Kraft sich zuletzt

dennoch erschöpfte; denn ihre Leidenschaft war mächtiger als ihre Kraft, ja selbst als ihr Wille.

Bald darauf zog sie Serédi langsam nach sich in das Haus. Azala sträubte sich, es war aber, als werde sie von irgend einer geheimnißvollen, unwiderstehlichen Zaubermacht mit fortgerissen.

IV.

Wie leidenschaftlich das schwarze Beest ist.

In der Nähe der einsamen Wohnung Motabu's ragten in malerischen Gruppirungen, die so sehr beliebten Ahornbäume Kanada's empor, aus denen die dortigen Bewohner Zucker, Bier und Brandwein bereiten. —

Am Fuße eines dieser Ahornbäume sitzt ein hochbetagtes, indianisches Weib; unter ihrem zerstreuten Haar schimmern schneeweiße Locken hervor, die Augen liegen tief in ihren Höhlen und die kleine gekrümmte Nase gibt ihr fast das Aussehen einer Nachteule; ihr Anzug besteht aus Strümpfen von irgend einer räthselhaften Farbe, die bis über die Kniee reichen; um den Leib hat sie in der Form einer Schürze ein Stück Tuch gewunden, welches einst roth gewesen zu sein scheint und nicht ganz bis an den Rand der Strümpfe reicht; um den Rücken trägt sie eine alte Katze als Ueberwurf. Ihr ganzer Anzug ist ekelhaft und zerlumpt. — Hinter einem Gestrippe verborgen, das den Ahornbaum umgab,

beobachtete das alte Weib Serédi und Azala, während diese vor dem Hause gestanden; ihr scharfes Gehör, eine gewöhnliche Eigenschaft der Indianer, ließ ihr auch kein Wort von dieser Unterredung verloren gehen. —

Nicht lange darauf, nachdem Serédi Azala mit sich in das Haus gezogen hatte, die ihm halb freiwillig, halb unwillkührlich gefolgt war, erhob sich die widrige Gestalt aus dem Gestrüppe und blickte unverwandt nach jenem Hause hin; auf ihrem Gesichte malte sich Ueberraschung und Schadenfreude, sie verzerrte ihre Lippen zu einem höhnischen Grinsen.

„Hoho!" rief sie mit gedämpfter Stimme. „Also das ist die Ursache, warum meine Vermittlung so grob zurückgewiesen wurde? schau, schau! der schneeweiße Fremdling gefällt der Schwarzen besser, als der Sonnverbrannte; d'Arnault ist doch viel schöner und jünger. Warte nur, warte du Heuchlerin, nicht umsonst sollst du das viele Geld meinem Beutel entzogen haben, du unschuldige Heuchlerin! hi hi hi!" grunzte die alte Hexe und schlüpfte leise in die Nähe des Hauses hin, dessen Fenster mit wilden Weinbeerblättern ganz bedeckt waren; mit großer Aufmerksamkeit um sich spähend hielt sie ihr Ohr lauschend an das Fenster. „Wie sie weint, wie sie schmachtet, und die vielen leeren Worte!" — murmelte die Alte leise vor sich hin. — „Da seht einmal! auf das Alles folgt nun eine glühende Umarmung, jetzt wie-

der eine. — Wahrlich," fuhr sie mit widrigem Grinsen in ihrem Selbstgespräch fort — „Motabu hat ein musterhaftes Weib, und man nennt sie schön! möge sie für schön halten wer da will, ich finde sie häßlich. — Wie sie weint, klagt, bittet, und sich sträubt! — Alles nur zum Schein, zuletzt ergiebt sie sich doch. — Das mag Alles noch hingehen, aber mit einem Fremden, der mich keines Blickes würdigt, bei dem nichts zu gewinnen steht, und den der böse Geist früher oder später weg von hier führt, hinüber über den großen See — dorthin, woher diese vielen hungrigen Weißen in unser reiches Land kommen um uns Einheimische immer mehr und mehr zu verdrängen. Warum gibt sich die Närrin nicht lieber mit d'Arnault, mit dem reichen Nachbar d'Arnault ab, der immer hier bleibt, der mir ein so lieber, gnädiger Herr und der närrisch in sie verliebt ist."

Die Indianerin neigte den Kopf jetzt näher zum Fenster hin. Da sieh einmal, wie leidenschaftlich das schwarze Beest ist!" brummte sie vor sich hin, sich in die Lippen beißend. — „O Ivan!" tönte es jetzt mit gebrochener Stimme durch's Fenster. „Ei, ei," rief leise das alte Weib, — „es thut nicht gut solche verliebte Leute lange zu beobachten; wie heftig mein Blut an die alten Knochen schlägt! fort von hier! Na, na!" flüsterte sie mit Schadenfreude, „nur Geduld, Motabu wird ja bald nach Hause kommen. Erinnerst du dich

noch Azala, wie du mich aus deinem Hause gejagt, wie einen Dieb, und mir mit Motabu gedroht hast. Und was wollte ich denn? Nichts! Weil ich dir die Liebe des schönsten jungen Pflanzers antrug; aber warte, Thörin, du sollst es büßen. Sie blickte noch einigemale zum Fenster hinein, schüttelte grinsend den Kopf und zog sich wieder in's Gebüsch zurück.

Hier hockte sie mit übereinandergeschlagenen Beinen, immer leise vor sich hin brummend: „da will ich lauern, bis er sich entfernt!" sprach sie, — „die Sonne steht noch hoch, bis am Abend kann ich bei dem Dickwannst Tobie eintreffen — wenn die Arbeiter heimkehren. — Ich höre Geräusch, St!"

Serédi trat aus dem Hause, Azala folgte ihm; er sah sie mit mattem Blicke an. „O Azala" rief er, „du mußt mir folgen, ich entführe dich; hier ist deines Bleibens nicht, beim Himmel, du kömmst mit mir!"

Azala schwieg, ihr Gesicht glühte, und ihren Arm um Serédi's Nacken schlingend, flüsterte sie mit leidenschaftlichem, schmelzendem Tone: Nicht wahr, Ivan, du kömmst wieder wenn die Sterne erwachen und die Sänger des Waldes verstummen, — du kömmst, nicht wahr?" und bittend legte sie die sammtweichen Händchen in einander. „Sprich, kömmst du ganz gewiß?" —

„Ja, ich komme" erwiederte Serédi, „damit ich lange, recht, recht lange bei dir weilen kann, und dann, wenn

ich mich von hier entferne, folgst du mir! Versprichst du mir dies, Azala?"

Azala zögerte; „o wie kann ich es wissen, was ich im nächsten Augenblick beginnen werde!"

„Du folgst mir!" sagte Ivan mit entschlossener Stimme. „Dort, wohin ich dich führe, gibt es noch längere Sommer, dort sind die Wälder lichter und wegsamer, die Früchte der Ranken süßer, dort gibt es kein unmenschliches Vorurtheil gegen deine Hautfarbe, dort ist das Weib keine Sclavin, dort wirst du eine Königin sein — und ich dein treuester Unterthan; — ja du kömmst!"

Serédi entfernte sich, indem er immer wieder zurückblickte. Das undurchdringliche Dunkel des dichten Waldes hatte ihn schon fast ganz den Blicken Azala's entzogen, als diese noch immer vor der Thüre stand; ihre Augen schienen ihm nachzufolgen. Serédi war bereits ganz dem Gesichtskreise entschwunden, und noch immer rief und winkte sie ihm zu.

„Himmel" sprach sie, sich auf die Bank werfend, — „was wird aus mir werden! — In ein Paar Wochen, vielleicht noch früher kömmt Motabu zurück; wie soll ich ihm unter die Augen treten? Ach, mein Herz ist noch nicht so verderbt, als daß ich im Stande sein sollte, den Verrathenen mit offenen Armen zu empfangen. Werde ich wol jene liebevolle Freundlichkeit, jene Ruhe erheucheln

können, die ihn beglückte und die mir sonst so leicht, so natürlich war?"

Azala verlor sich in tiefes Nachsinnen, ihre Gedanken durchflogen jenen Raum, in welchem ihre Gefühle seit der Bekanntschaft mit Serédi sich bewegt hatten, auch der kleinste Umstand trat jetzt lebhaft vor ihre Seele. Ihr fiel jene alte Indianerin ein, die wir erst gesehen hatten, und die vor einigen Monaten die Vermittlerin d'Arnault's machen wollte, der von Azala's Reizen ganz bezaubert, in der Meinung war, es sei nichts weniger als halsbrecherisch die Gunst eines Mohrenweibes zu erlangen; darum wählte er auch den allerkürzesten Weg und ließ ihr durch jene Indianerin, die er durch Geschenke zu gewinnen wußte, ganz unverhohlen, und keineswegs zarte Anträge machen; wurde jedoch kurz und derb von Azala zurückgewiesen. „Wie kann ich jetzt," seufzte sie, „diesem verworfenen Geschöpf in die Augen blicken! Wo ist jenes Selbstvertrauen auf das ich einst so stolz war, und in dessen Besitz ich mit Verachtung auf jene niederträchtige Kreatur blicken konnte! Ach, nur zu tief bin ich gesunken!"

Wenn sie an Montabu dachte, den sie, wie sie sich es glauben machen wollte, so sehr geliebt hatte, da floß ihr Herz vor Mitleid über. „Armer, armer Motabu!" so seufzte sie aus tiefer Brust — „er wird die Trennung nicht ertragen, und dennoch, ich fühle es, wäre ich im

Stande für diesen Weißen Alles zu thun — vielleicht auch das noch! — Nein, nein" rief sie zurückschaudernd — nein! dies vermag ich nicht! Fühlst du, Azala, was das bedeutet? o Motabu, ich bin ein entsetzliches Geschöpf! Himmel, ich bin so verworfen, verworfener, als ich es je zu werden für möglich hielt! Und das Alles für einen Weißen! Ich, die einstmalige Sclavin, die unter dem Joche eines Weißen gelitten, — wie schwach ist der Ausdruck: gelitten! Die hundertmal gestorben in einem Tage, in einer Stunde; und Motabu sollte ich opfern, dem ich Alles zu verdanken habe, Alles, was ich wünsche, was ich fühle, was ich glaube — ja selbst meine Freiheit? Ach was wird er empfinden?" Azala schluchzte leise. „Ivan" fuhr sie nach einer langen Pause fort — „ist wol besser als alle die Weißen, die ich bisher kannte." Azala schien in diesem Gedanken Trost zu finden. „Dort, wo er wohnt, giebt es keine Sclavinnen; er kann Thränen über das Schicksal der armen Schwarzen vergießen, man muß es hören, wie feurig er die Rechte der Menschheit vertheidigt — und er liebt mich, ach ja er liebt mich sehr, recht sehr! Wenn er mich auch irre leitete, das that seine Leidenschaft — — darf ich etwa hieran zweifeln? — Jede Umarmung, jedes Wort, jeder Blick von ihm — ist ein Schwur ewiger Liebe! In dem Grade kann kein Mensch heucheln; — das ist Wahrheit, — ihm dünkt eine Minute ohne mich verlebt eine Ewigkeit, — wäh-

rend Motabu ganze Monde ohne Azala leben kann. Ivan läßt sich zu mir herab, erhebt eine Schwarze zu sich empor; er tritt mit Füßen die Vorurtheile der Weißen, er fühlt sich geehrt durch Azala's Besitz, deren Hand selbst der allerletzte der Weißen in Kanada verschmähen, ja selbst zur Sättigung seiner Begierden mich nicht für würdig finden würde. Motabu hat gleichsam im Vorhinein mein Herz in Beschlag genommen, er hat auf meine Dankbarkeit gerechnet, er wollte mich gewaltsam an sich ketten, er erzog mich so zu sagen zu seinem Weibe. Ich war ja noch ein Kind, als er mich für Geld wie eine Waare eintauschte und erziehen ließ, Demjenigen ähnlich, der dem Bildhauer den rohen Steinblock übergiebt, damit sein Preis im Werthe steige. Ist dies etwa Liebe? Ach, die Liebe ist etwas Ueberirdisches, die sich nicht voraus berechnen läßt und unwillkürlich unser Gemüth beschleicht!"

So klügelte Azala, so entschuldigte, ja rechtfertigte sie ihre sündhafte Leidenschaft, so suchte sie die erwachende Stimme eines bessern Gefühls zu übertäuben. Manchmal empfand sie wol lebhaft, daß Serédi ihr Verführer sei; furchtbar mahnte sie zuweilen der finstere Gedanke, daß er sie betrogen habe; dennoch glaubte, dennoch vertraute sie ihm, sie liebte grenzen- und fast sinnenlos! — Wenn sie Serédi sah, so glich sie einem Fische, der aus der Luft in sein eigentliches Element

kömmt; entfernte er sich wieder, so fing sie zu zweifeln an, tausend Vorsätze durchkreuzten ihr Hirn, sie schwankte, und zuletzt blieb es dennoch beim Alten; sie huldigte gleichsam unfreiwillig einer Empfindung, die ihre Willenskraft, ihre Grundsätze, ihre Entschlüsse weit überflügelte. Mit trunknen, befangenen Sinnen genoß sie der wenigen Augenblicke, in denen sie ihr besseres Ich mit Scheingründen zu beschwichtigen suchte. —

V.

Ein unfreiwilliger Schuß, welcher trifft. —

An dem tiefblauen Himmelszelte Amerikas blinkten bereits tausende Sterne, die bei uns ganz unbekannt sind; starr hefteten sie ihre funkelnden Blicke auf jene ewigen Urwälder, deren größten Theil noch kein menschlicher Fuß betreten; da trat aus dem dichten Wald mit schnellen Schritten ein Mohr hervor; er blieb öfters nachsinnend stehen und schien unschlüssig mit sich selbst sich zu berathen. „O Azala," rief der Schwarze, krampfhaft nach seinem Dolche greifend, „wenn es wahr wäre! Wenn du meine Liebe, wenn du Alles, Alles was ich für dich that, und so aufrichtig und mit ganzer Seele noch thun wollte, zu vergessen im Stande gewesen wärest! — Nein, nein," rief er, stehen bleibend, — „nein! Es ist nicht möglich, es gibt kein weibliches Herz, welches so sehr zu sinken vermöchte; nein! — ich war dein Mann, dein Vater, dein Freund, dein Befreier; mein ganzes Leben war nur ein langer, liebevoller Gedanke an Azala!"

Motabu — denn er war es — schritt jetzt leise vorwärts. — „Was will ich thun" sagte er finster, — „mein Weib belauschen oder überraschen. — Himmel! Wenn ich wirklich Alles so fände, wie jenes Ungeheuer sagte, wenn ich fände was ich vermeiden könnte, ohne dessen Ueberzeugung mir doch eine süße Täuschung bliebe. Ach, warum will ich den bösen Geist in Versuchung führen? Wozu mein Mißgeschick heraufbeschwören! Warum taucht in meiner Brust ein Mordgedanke auf, ehe ich noch etwas Gewisses weiß!" —

„Wenn sie mir entgegenkäme, so heiter, so unaussprechlich liebenswürdig, wie gewöhnlich — und in ihren schönen, redlichen Augen Treue und Unschuld glänzten, und ich sie an meine hochklopfende Brust drücken könnte; wenn mir ihr glühendes Antlitz, ihr rascher Athem und vielleicht eine Freudenthräne verriethen: daß Azala treu und unschuldig sei! Gieb o Himmel, daß es so sei!"

Motabu blieb wieder stehen. „Gewöhnlich ist ein Schuß das Signal meiner Ankunft," sagte er — „wie wär's? — Er erhob schnell sein Gewehr, und den Hahn aufziehend, ließ er es wieder sinken. „Himmel, was beginn ich?" Ein höllisches Hohngelächter drang jetzt in sein Ohr. Der Mohr blickte mit emporgesträubten Haar um sich; seine weitgeöffneten Augen leuchteten wie glühende Bränder durch das Dunkel der dichten Laube in der er gerade stand. — „Ha!"

rief er, — „nichtswürdige Hexe! Lügnerische Weißsagerin, du befindest dich hier irgendwo in der Nähe." — Motabu hielt seine Waffe gegen das Dickicht. — „Nur du vermagst so fürchterlich zu lachen! Wo bist du, sprich, oder ich will den schwarzen Höllenpfuhl dieser Wildnisse durchwühlen, und wenn ich dich finde, jedes Glied einzeln dir vom Leibe reißen." — Und die weiten Felsen hallten jenes Hohngelächter abgebrochen zurück. „Die Hölle über dich!" brüllte Motabu seine Waffe sinken lassend.

„Ein Schuß," so grübelte er vor sich hin, „und alles geht ruhig vorüber; „der weiße Fremdling entfernt sich von hier und die Geschichte ist zu Ende. Ein Schuß, — eine Berührung des Hahns und sie weiß, daß ich komme!" Motabu erhob wieder unschlüssig sein Gewehr, „ha!" rief er, „hat diese Hand, die doch sonst mit Bären und Auerochsen kämpfte, nicht mehr die Kraft einen erbärmlichen Schuß zu thun? Weg mit dir, elende Waffe!" rief er und schleuderte die Flinte wüthend zu Boden. —

Der aufgezogene Hahn schnappte über, und der bekannte Knall des weitschlündigen Gewehrs drang mit furchtbarem Gekrache durch die lautlose Stille der Nacht — wie das auf dem Schiffe in Sturmesgefahr zur Rettung auffordernde Signal der abgeschossenen Kanone — und augenblicklich trat wieder die frühere tiefe Stille ein. Motabu, sich gleichsam erleichtert fühlend durch diesen unfreiwilligen Schuß, stand noch einige Momente un-

schlüssig; und wenn hie und da im Dickicht irgendwo ein Indianer auf der Lauer lag, so brach dieser gewiß in Zorneswortе über den Ruhestörer aus, und mochte zwischen den Zähnen brummen: **le tonere des rochées!"**

Kurz darauf, nachdem der Schuß gefallen, hörte man ein leises Aechzen und Stöhnen; Motabu horchte und that einige Schritte vorwärts — er fand jenes indianische Weib, das die Leser bereits kennen, in seinem Blute schwimmen; in den Zügen lag auch jetzt noch ein teuflischer Ausdruck der Rache und der Schadenfreude. „Also du — du?" rief Motabu ihr zu, — „und hier!" Das Weib erhob sich mit Mühe, indem sie sich auf den Elbogen stützte, ihre gelben Lippen verzogen sich zum Sprechen, doch sie konnte kein Wort mehr hervorbringen; stumm streckte sie jetzt den andern Arm aus und zeigte gegen die Wohnung Motabu's. In demselben Augenblick sank sie mit einem Hohngelächter, das von ihrem letzten Todesröcheln begleitet war, in ihre vorige Stellung zurück. Motabu im aufgeregtesten Zustande, stürzte außer sich auf das Weib und stieß ihr den Dolch tief in die Brust. —

VI.

St — ſt — ſtille! —

Immer zweifelnd, immer mit ſich ſelbſt kämpfend und dennoch ſich in Sehnſucht verzehrend, floſſen Azala die langen Stunden hin. Sie erwartete ihren Ivan; er verſprach ihr doch zu kommen, und bis jetzt hatte er noch immer Wort gehalten. — Jeden Augenblick lief ſie zum Fenſter, oder in den Garten, durch deſſen kleine Thüre ſie ſich ſo oft in die ſtille Klauſe ihrer Liebe ſtahl. Sie lauſchte auf jedes Geräuſch, und dennoch wollte ſie ſich überreden, daß ſie ihrer Leidenſchaft, wenn auch nur auf Momente zu widerſtehen vermöge; Ach, es war ſchon viel zu ſpät! —

Ferne in den langen Alleen der Ahornbäume ſah ſie jetzt einen Schatten ſich bewegen; mit wahnſinniger Haſt, faſt ſinnenlos rannte ſie zur ſchmalen Gartenthüre. Es war **Serédi**. Stumm ſank Azala in ſeine Arme. „O Ivan!" rief ſie freudetrunken, „fühlſt du, wie mein Herz pocht?" **Serédi** trat in den Garten und von da

in das Zimmer Azala's. Er warf sich auf den schwellenden Divan, Azala nahm an seiner Seite Platz; eine brennende Kerze beleuchtete mit ihrem matten Schein nur halb die Gegenstände im dunklen Gemache.

So saßen sie, im wechselseitigen Anschauen verloren, indem sie sich von Zeit zu Zeit stumm umarmten; es mochte so eine Viertelstunde verstrichen sein; was während dieser Zeit geschehen, ob **Serédi** gesprochen oder nicht, Azala wußte es nicht — sie war außer sich.

Endlich begann **Serédi**: „Warum sollte ich es dir läugnen Azala, ich glaubte mehr als einmal in meinem Leben, daß ich liebte; doch beim Himmel der sich über deine Heimath wölbt, und bei den Myriaden jener Sterne, die ihren bleichen Schimmer über den weiten Dom des Himmels ausströmen — schwöre ich es dir, mit dem heiligsten meiner Schwüre: ich fühle es, daß du die erste, die einzige bist, die ich je wahr geliebt. Geliebt! O wie arm ist das Wort, nichts sagt es, nichts drückt es aus, es ist ein ausgebrannter Himmelskörper ohne Glanz und Strahlen, gegen das, was ich für dich empfinde!" Azala seufzte. Ivan fuhr fort: „Ich bin ein Sünder, ich habe dir deine Ruhe geraubt, du hast meinetwegen Alles vergessen. — Azala, bei der Ruhe meiner Seele, bei der Pein, die in meinem Herzen brennt, beschwöre ich dich, versperre mir den Weg nicht, deine Liebe belohnen zu können. Könntest du herzlos genug

sein, dies zu thun? In einigen Tagen habe ich meine Angelegenheiten geordnet, dann wollen wir uns eilends von hier entfernen. Damit die Sache weniger auffalle, so würde ich es für gut finden, wenn du morgen schon gegen Trois-riviere aufbrächest, damit es den Schein habe, als wolltest du deinem Manne entgegen fahren."

Azala bedeckte ihre Augen mit den Händen. „Ach Ivan! rief sie, „was forderst du von mir! Auch meine letzte Handlung gegen ihn soll Trug und Sünde sein?"

Serédi drückte sie an sein Herz. „Glaube mir" — sprach er mit leidenschaftlichem Tone — „auch rücksichtlich seiner wird es besser sein, wenn du dich vor seiner Ankunft von hier entfernest. Wie? Wenn er auf den Gedanken käme, daß dich irgend ein Unfall getroffen, was doch hier nichts seltenes ist, und darauf gar nicht fiele, daß du dich mit mir entfernt habest?"

„Himmel!" rief Azala, „so weit ist es gekommen, daß mein Mann darin Trost finden soll, mich für verloren zu halten! Ivan wir sündigen, wir sündigen fürchterlich."

„Azala!" fuhr **Serédi** fort, indem er eine innere Unruhe kaum zu verbergen im Stande war; ich will nicht länger mit dir streiten; ja, ja, wir sündigen! — Ein und dieselbe Leidenschaft reißt uns beide willenlos in den Abgrund; doch wenn du meine Bitten nicht erfüllen magst, was wird aus mir werden?" Ach, du denkst

nur an deine Ruhe, und nicht an die, deines treuen Ivans! Von deinen Händen also soll ich den Todesstoß empfangen, oder willst du mich dem langsamen Martertode eines ewigen freudeleeren Lebens hingeben? Würdest du dies wohl zu thun im Stande sein? wir müssen uns ein für allemal entfernen, Azala, ich habe alles reiflich erwogen!"

„Entfernen" rief Azala, mit einem schmerzlichen Blick, der nicht frei von einem gewissen stolzen Selbstgefühl war; unter welchem Namen soll ich dir folgen, — etwa als deine Sklavin? — oder, als" —

„Ach Azala" überlasse dies der Zeit! unterbrach sie Serédi schnell, „vertraue mir; es giebt kein anderes Mittel" fuhr er fort, gleichsam als wollte er auf seine früheren Worte zurückkommen: — „deine Liebe zu deinem Manne ist bereits erloschen; was erwartet dich in Zukunft für ein Leben? vollends wenn das Geheimniß an den Tag käme!"

„Dann, dann," sprach Azala und eine Röthe schimmerte durch ihr dunkles Gesicht; „würde ich zu jenen Verabscheuungswerthen herabsinken, die im Leben einen zweideutigen Ruf genießen, die von den Männern wol stets umschwärmt sind, durch deren Hand jedoch sich viele dennoch entehrt fühlen würden; und Motabu würde entweder mit blutendem Herzen ein freudeloses Leben füh-

ren, oder seine Rache wäre fürchterlich! — Ach, ich kenne nicht die Künste der Heuchelei, er würde nur zu bald Alles durch mich erfahren."

„Die Liebe zu deinem Manne ist in deinem Herzen erloschen, was erwartet dich künftig hin, hier für ein Leben, — komm, folge mir" —

„Daß du das sagen mußt" rief Azala, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend, „nein Ivan, beim Himmel, nein, ich vermag dies nicht zu thun!"

In dem Momente wurde ein Flintenschuß gehört, Azala brach zusammen. „Ivan" rief sie verzweiflungsvoll die Hände ringend — „es ist Motabu, — eile, weh mir! Ivan, um's Himmelswillen eile, entferne dich!" Azala erhob sich erschöpft vom Boden und stürzte in namenloser Angst gegen das Fenster. —

„Stille, ruhig," flüsterte schnell und kaum hörbar Serédi, jedoch unerschrocken, wie es geübte Sünder gewöhnlich sind. „St, st! Fürchte nichts, sei guten Muths! Sammle dich! Der Schuß fiel ferne von hier, entkleide dich schnell!" während er die letzten Worte sprach löschte er das Licht aus und näherte sich der Thüre. — „Hurtig zu Bette!" flüsterte er, „ich begebe mich durch diese Thür in den Garten, und von da entferne ich mich ganz unbemerkt!"

„Schnell! schnell!" stotterte mit erstickter Stimme

Azala, die Kleider sich vom Körper reißend; fort, fort! er kömmt gewöhnlich durch die erste Thüre, — fort, schnell fort!"

Azala war in der fürchterlichsten Angst. Serédi schlüpfte zur Thüre hinaus. —

VII.

Ein Weißer!! —

Serédi setzte seinen Weg in den labyrinthischen Irrgängen des Gartens fort; der Mond barg sich hinter Wolken und nur ein matter Schimmer leuchtete. Kaum war er einige Schritte gegangen, als er die Gartenthüre knarren hörte. „Himmel," rief er, „das ist Motabu, er kömmt gerade auf mich los! Hier heißt's einen schnellen Entschluß fassen!" — Serédi zog eine verborgene Pistole hervor und sich an einen Ahornbaum schmiegend, zog er den Hahn auf. Trotz seines persönlichen Muths und wiewol er seine ganze Seelenstärke zusammenraffte, konnte er sich dennoch nicht eines unwillkührlichen Schauders erwehren, und sein Herz klopfte hörbar. —

Da wo er stand wucherte üppiges Gesträuch, und er konnte sich jeder Beobachtung fast ganz entziehen. Jetzt vernahm er schnelle Schritte, die sich immer mehr näherten. Motabu ging in diesem Augenblicke ganz nahe an

ihm vorüber. „Ich will die Thüre hinter mir absperren,“ sprach er leise vor sich hin; indem er dies sprach, wendete er sich auch wirklich um, dies zu thun; ein düsteres Hinbrüten malte sich in seinem Antlitze, seine Knie schlotterten, mit wankenden Schritten nahm er seinen Weg wieder zurück, gerade in jene Richtung, wo Serédi stand. In demselben Augenblicke zertheilte sich eine mächtige Wolke und der bläuliche Schimmer des Mondes beleuchtete Serédi's Gestalt. Zum Glücke war Motabu's Gesicht auf die entgegengesetzte Seite gerichtet, sonst wäre es unmöglich gewesen, Serédi nicht bemerkt zu haben, der schußfertig da stand. Motabu setzte seinen Weg fort und Serédi zog sich mit größter Behutsamkeit immer mehr zurück. „Fußtritte“ murmelte Motabu, indem er vorwärts schritt — „und zwar alle einwärts, auswärts auch nicht ein einziger! Wenn er da wäre!“ er steckte den Schlüssel in die Thüre, den er immer mit sich trug, und der jeden Eingang, der zum Garten führte, sperrte. Jetzt nahm er seine Richtung gegen das Haus. Serédi hielt sich immer näher gegen die Mauer des Gartens, bald darauf übersprang er diese, und glücklich war er jeder Gefahr entronnen. Er hatte wol bemerkt, daß Motabu, nachdem er eine Strecke vorwärts gegangen, denselben Weg wieder zurückgenommen habe; warum er dies that, konnte er sich natürlich nicht erklären, indem er von den Worten Motabu's, die dieser leise vor sich

hin murmelte, nichts verstanden hatte. Uebrigens konnte er auch nicht denken, daß Motabu, der so eben angekommen war, und seine Ankunft mit dem gewöhnlichen Signalschuß seiner Azala kund gegeben hatte, — irgend etwas argwöhnen mochte, denn hätte er dies nur im Entferntesten vermuthen können, so besaß Serédi in der That zu viel Muth, um Azala ohne Schutz zurückzulassen. Ueberdieß brachten ihn Motabu's wankende Schritte noch auf die Vermuthung, er sei betrunken. — „So ein Mensch," dachte er sich, „und der Gatte Azala's!" —

Dies Alles war jedoch das Werk eines Augenblicks. — Motabu öffnete in stiller Wuth das Hausthor; bald gelangte er an die Thüre, die zu Azala's Schlafzimmer führte. Er stand eine Weile unschlüssig da, endlich stieß er die Thüre mit Hast auf, und stand vor dem Bette Azala's. Dieser war kaum noch so viel Zeit geblieben, die Decke über sich zu ziehen.

Motabu's überaus scharfes Geruchsorgan ließ ihn sogleich wahrnehmen, es müsse so eben ein Licht ausgelöscht worden sein. Kalt und düster stand er vor dem Bette. Azala athmete unruhig und schien zu schlafen. Motabu zündete Licht; Gewehr und Mantelsack abwerfend blieb er in der Mitte des Zimmers stehen. „Azala!" rief er jetzt mit einer Stimme, die aus der Erde zu kommen schien. —

Azala fuhr empor.

„Azala,“ wiederholte Motabu, „halte dich bereit, deine letzte Stunde hat geschlagen,“ und damit faßte er sie an der Schulter und schleuderte sie in die Mitte des Zimmers. —

Von Angst und Schreck ergriffen stürzte Azala zusammen, knieend erhob sie beide Hände, und sprachlos heftete sie ihre Augen auf Motabu.

„Wer war bei dir?“ rief Motabu mit schneidender Kälte, „sprich, wer war da?“ —

Azala's Zähne schlugen klappernd aneinander, ihre Augen blickten starr vor sich hin, ihre ganze Gestalt verrieth den furchtbarsten Ausdruck namenloser Verzweiflung; sie konnte kein Wort hervorbringen.

Mit verschränkten Armen stand Motabu vor ihr, und schien sie mit seinen stechenden Blicken durchbohren zu wollen. „Wer war bei dir“ wiederholte er mit tiefer Stimme. „Gnade, Barmherzigkeit!“ stotterte Azala; — „Niemand,“ fuhr sie mit kaum vernehmbarer Stimme fort, — „Niemand, beim Himmel Niemand!“

„Ein Weißer!“ rief Motabu zähneknirschend und wild auflachend, — „ein Weißer!“ und in diesem Worte sprach sich die tiefste Verachtung, Haß und Wuth aus. —

Azala schleppte sich zu ihm hin, und umschlang seine Kniee. „O Motabu“ stotterte sie, „Barmherzigkeit! Niemand war da, Niemand! Wenn deine Brust nach Rache dürstet, wenn dich nach Blut gelüstet, so

vergieße das meine; — wer außer mir kann hier gesündigt haben!"

„Du, du wärest die Frevlerin, du Azala!" — rief mit der tiefsten Erschütterung der Mohr, — „Du, die ich mit meinem Athem genährt, der ich eine Seele gegeben. Du! die ich vom Thiere zum Menschen, von einer Sklavin zur Freiheit erhoben, die ich vom Hund, den die elenden Diener der Weißen verächtlich mit Füßen von sich gestoßen, zu meinem Weibe mir auserkohren habe? Und du solltest dennoch die Sünderin sein? Du, du ganz allein! — Nein!" rief er wüthend, — „beim heiligen Gott schwöre ich es, nicht du bist es, du kannst es nicht sein, die Ränke der Hölle mußten hier in Thätigkeit gesetzt worden sein!" Mit gebrochener Stimme fuhr er fort: „Es ist nicht möglich, die Hölle ist unten, nicht hier oben auf der Erde, o sprich, ich beschwöre dich Azala, sprich!" Motabu fühlte sich weicher gestimmt, ein unwillkührliches Gefühl riß ihn hin. Azala erhob sich, schwere Tropfen perlten auf ihren Wangen, und ihre ganze Gestalt war so gebrochen, sie befand sich in einer so herzerschütternden, stummen Verzweiflung, daß in Motabu's Herz sich Mitleid regte. In seinen Augen war Azala das schönste aller Weiber, mit wilder Leidenschaft zog er sie an seine Brust — „sprich, o Weib meines Herzens, — Azala — Stern meines Lebens, nur ein beruhigendes Wort, nur ein einziges, — dein Motabu

steht ja vor dir — der treue Schwarze, den du einst so unaussprechlich geliebt, und der auch jetzt noch, jetzt in dieser gräßlichen Stunde — — Nein, nein!" rief er, sie von sich stoßend, mit plötzlich veränderter Stimme, — „du bist der listige Luchs des Waldes, der sich von meinem Herzblute nährt!"

Azala war einer Ohnmacht nahe; „oh, oh," rief sie mit erstickter Stimme — „ich bin ein fürchterliches Weib! Ja ich habe schwer gesündigt, daß ich dich so verwerfen konnte! ach Motabu, ich schaudre vor mir selbst zurück!" — Azala ergriff beide Hände ihres Mannes und bedeckte sie mit Küssen, — „Tödte mich, ich beschwöre dich, durchbohre dieses Herz in welchem die Qualen der Hölle wüthen!"

„Wer war jener Weiße? sei aufrichtig in deiner letzten Stunde, — gönne mir diesen einzigen, diesen traurigen, jämmerlichen Triumpf, — nenne ihn!" Motabu's Lippen zuckten krampfhaft. —

In diesem Augenblicke bemerkte Azala an Motabu's Hand Blutspuren, eine furchtbare Ahnung stieg in ihrer Seele auf, sie ließ seine Hände fahren, und indem sie mit wahnsinniger Hast zurücktaumelte, rief sie: „Blut, Blut! du hast ihn getödtet, läugne es nicht, sprich! Weh mir! er lebt nicht mehr, nicht wahr, er lebt nicht mehr? oh, oh! sprich nur eine einzige Sylbe" — Azala brach zusammen, und sich auf ihre Hand stützend schrie sie ganz außer sich: „Mörder,

Rächer, blutgieriger Mörder! du zweifelst noch, komm, endige deine Heldenthat! ein schwaches, sündiges Weib steht vor dir, mit der du es kurz machen kannst! — Nein, durchaus nicht, ich spreche seinen Namen nicht aus, und müßte ich es gleich mit dem Tode büßen! nein, über meine Lippen kömmt sein Name nie!" Azala erhob sich, es schien als kehre ihre ganze Geistesgegenwart und Seelenstärke zurück, sie näherte sich Motabu: „Hier ist mein Busen, was zögerst du?" rief sie „o gib, gib mir den Tod!"

Motabu kämpfte mit sich, und bedeckte seine Augen, „du nennst ihn also nicht, — Sie liebt! — ja ja" — rief er vor Wuth und Schmerz fast rasend, — „du liebst! und auch jetzt noch, jetzt in dieser gräßlichen Stunde!" er erfaßte Azala's zarte Schulter und schwang den noch blutigen Dolch.

„Weh mir, weh mir!" rief Azala entsetzt die Hände faltend, „nur noch einen Augenblick! — Motabu, nicht wahr, du wirst mich nicht lange quälen, du wirst es schnell mit mir machen, nicht wahr?" Azala erhob beide Hände, indem sie sie zu ihrem Schutze vorwärts streckte — „nur noch einen einzigen Augenblick! Motabu!" stammelte sie, — „Gnade, Barmherzigkeit! oh, laß mich hören das Wort der Verzeihung von deinen Lippen! ha, ich kenne dein Herz, du bist unversöhnlich, — bei deinem ewigen Seelenheil beschwöre ich dich, verzeihe mir — dann bin ich bereit zu sterben!"

Motabu maß Azala mit verächtlichen Blicken, er war rasend, ganz außer sich. „Gott möge dir gnädig sein,“ rief er, und stieß seinen Dolch bis an das Heft in Azala's Herz. —

Ohne Seufzer, ohne Schrei sank das Opfer zu seinen Füßen hin. Entsetzt, wie eine Bildsäule stand der Mörder lautlos da, den blutigen Dolch in der Hand, von dem das Blut in schwarzen Tropfen auf den Boden herabträufelte. So stand er eine Weile, seine Augen starr auf die Leiche heftend. Der Dolch entfiel seiner Hand, seine Kniee brachen und mit den fürchterlichsten Qualen der Verzweiflung sank er auf das einst so heiß geliebte Weib hin. —

„O Opfer meiner Rache!“ — rief er mit dumpfer, herzzerreißender Stimme, „Azala, lebst du nicht mehr! und ich, — ich habe dich getödtet! Ach nur ein Wort, nur ein einziges Wort sprich, kannst du mir vergeben!“ Er preßte seine Lippen auf das kalte Gesicht Azala's und bedeckte ihren Busen mit Küssen; er raufte sich das Haar aus und rannte wahnsinnig im Zimmer umher, er konnte nicht weinen; trocken und thränenlos starrten seine Augen wie ausgebrannte Sterne, es war furchtbar, ihn so anzusehen. —

So mochte eine lange, ewige Stunde verstrichen sein, und Motabu starrte noch immer stumm und irr vor sich hin. Endlich ermannte er sich und ergriff den bluttrie-

fenden Dolch; er schien einen Augenblick mit sich zu kämpfen; schon hatte er ihn krampfhaft erfaßt, um ihn mit beiden Händen gegen seine Brust zu stoßen, als er wieder einhielt; er schlug eine wilde fürchterliche Lache auf, seine Augen flammten unheilverkündend! —

„Gott, der du bist im Himmel!" rief er, den Dolch erhebend — „Du bist gerecht und groß; unerforschlich, furchtbar in deinem Gerichte, doch gerecht! — Ein schneller Tod raffte dies verführte Opfer aus dem Leben weg, das für die Arme ohnehin nur jammervoll gewesen wäre. Sie ist nicht mehr, o sie ist glücklich! Doch ich — ich, der racheglühende Mörder; in meinem Busen toben die fürchterlichsten Höllenqualen! Warum strafte ich sie statt des Verführers! — Weh mir, nie wird meine Pein, mein Jammer enden! Doch er, er, der bleiche Weiße, der Fluch Amerika's, der Nichtswürdige, der Elende, er soll es büßen! —

Motabu schleuderte den Dolch weit weg von sich, seine Augen blickten umher, er stürzte nieder auf die Leiche seiner geliebten Azala. „O du Engel," rief er, „ja, du warst ein Engel, und wärst es auch geblieben! — Doch jetzt ist alles vorüber, weh mir, der Strahl dieser lieblichen Augen wird nicht mehr mein Herz erwärmen, diese süßen, weichen Arme mich nicht mehr umschlingen! Alles, Alles ist hin!" —

Motabu erhob sich, sein Gesicht erlangte allmählig einen finstern, erstarrenden Ausdruck.

„Jetzt fort, — fort von hier!“ rief er, „fort, fort! — Ich will der finstern Nacht eine Fackel anzünden, daß die reißenden Thiere des Waldes aus ihrem Flammengrabe hervor die Rache Motabu's verkünden sollen!“

VIII.

Es brennt, es brennt! —

Bestürmt von tausend feindlichen Gefühlen, langte Serédi in seiner Wohnung an, er eilte auf sein Zimmer und warf sich erschöpft auf den Divan. „Sie ist gerettet,“ sprach er zu sich, — „Motabu sah mich nicht!“

Serédi war in einer zu aufgeregten Stimmung, um in diesem Augenblicke irgend einen Entschluß für die Zukunft fassen zu können; Azala zu besitzen, — sie zu entführen, das war Alles, was er wünschte und woran er dachte. — Ob es möglich sei, oder einst möglich werden dürfte, Azala sein Weib nennen zu können, und was man in seiner Heimath von dieser seiner Wahl sagen werde, das überging er, oder er mochte gar nicht daran denken; er ließ sich wie gewöhnlich blindlings hinreißen. Zuweilen erwachte in seiner Seele ein innerer Vorwurf; eine Unruhe, ein peinliches Gefühl bemächtigte sich seiner, das ihn schaudern machte, und von dem er sich gewaltsam loszureißen bemüht war. „Ich muß fort,

fort," rief er, „fort, je früher, je lieber! Azala wird mir folgen, wiewol sie noch immer schwankt. Wenn aber die Liebe, die in meinem Herzen für sie brennt, einst erlischt" — — dachte er sich, — „wie dann? — was soll dann aus der armen Azala werden? Nein, nein, solche Flammen erlöschen nicht, sie können nie erlöschen!" — so tröstete er sich, nnd mochte es in diesem Augenblicke wirklich geglaubt haben. — „Sie ist mein, mein, mehr als es mir ein Weib je werden könnte. Mich hat noch kein weibliches Wesen so wahr, so innig, so ewig geliebt, so wird keine mich mehr lieben, ja, sie ist mein, mein für immer!"

Serédi näherte sich den hohen Doppelfenstern, und öffnete mit Hast die krystall'nen Flügel, seine Gedanken, seine Blicke schweiften durch die dunkle Nacht zu jenen Urwäldern hin, die sich erhaben und stumm in die weite Ferne hinzogen. Er sprach nicht, seine Seele weilte ferne, und die Nacht war so still, so mild, so funkelnd wie der junge Frühling. Das ruhige Antlitz der Königin der Nacht ergoß sein wogendes Dämmerlicht über die Häupter der Riesenbäume, und die fernen unabsehbaren dichten Wälder schienen mit ihren dunkelgrünen Blätterfluthen ein mitternächtliches Meer, dessen zitterndes Laub wie smaragdner Schaum erglänzte. —

Plötzlich kreiste in weiter Ferne aus dem dunkeln Schooße der Wildnisse eine Flammensäule empor, und

erhob sich wie ein feuriges Gespenst, von dessen hellleuchtenden Schultern ein Talar von schwarzen Rauchwolken herabfloß. — Die Säule wuchs immer höher und höher, so daß an dem über die Urwälder sich wölbenden azurnen Himmelszelte ein Nordlicht sein Strahlenmeer auszuströmen schien. — Die Flammen griffen um sich, und bald darauf erscholl durch die Lüfte ein verworrenes Geschrei: „Es brennt, es brennt!“ — Serédi rief entsetzt, — „Es ist Feuer im Walde, und gerade in der Richtung, wo Azala's Wohnung ist, — die Flammen wüthen schon furchtbar!“ Er stürzte hinaus. —

Regnault's ganze Familie war bereits wach und auf den Beinen; „der Wald brennt!“ — erscholl es von allen Seiten, — und wer einen Waldbrand Amerika's kennt, der wird wol die Angst und das Entsetzen, das sich aller Gemüther bemächtigte, begreiflich finden. —

Regnault und seine Brüder rüsteten sich sogleich; — Serédi folgte ihnen, die schwarzen Sklaven versammelten sich, und der ganze Zug setzte sich gegen den Wald in Bewegung. —

Schauerlich nahm sich dieser Brand von der Ferne aus; der ganze Himmel erglühte in Purpurflammen, und in seinem Zorne schien er das grelle Licht der Hölle über die ganze Gegend verbreiten zu wollen. Wie ein Flammenmeer schäumte und brauste das Feuer im Schooße des Waldes und wälzte sich zischend und tosend in ro-

then Fluthen dahin; bald war das üppige Laubwerk von den Bäumen verschwunden, und das wüthende Element verschlang mit gieriger, flammender Zunge das hohe Schilf und reiche Gras; indem es sich hie und da an den laublosen, kahlen Baumstämmen hinanschlängelte. —

Es giebt nur ein Mittel, dieser nur zu häufigen Feuersgefahr in Amerika Schranken zu setzen, wenn dies nicht ein dichter, anhaltender Regen thut. Man zündet nämlich auf der entgegengesetzten Seite des Brandes, in dem hohen üppigen Gras starke Feuer an, und gibt denselben so eine Richtung, daß sie mit den Flammen des brennenden Waldes sich begegnen; wenn nun die beiden Flammenströme ineinanderfließen, hört der Brand, da seine Wuth keine weitere Nahrung findet, von selbst auf. —

Zu demselben Mittel nahm jetzt Regnault mit seinen Leuten seine Zuflucht; es wurde auf der entgegengesetzten Seite des Waldes Feuer angelegt, das in dem hohen, halb trockenen Grase reiche Nahrung fand; wie ein breiter Lavastrom ergoß es sich, und näherte sich immer mehr jenen schnell um sich greifenden und vorwärts dringenden Flammen. Diese wie zwei feindliche Heere gegeneinander stoßenden Flammenströme boten ein unbeschreiblich großartiges Schauspiel. Es war, als sprengte gegen den von prasselnden Flammen erdröhnenden Wald ein feuriger Zug heran, der von schwarzen Geistern verfolgt zu wer-

den schien, denn die Mohrensclaven Regnault's und der übrigen Pflanzer folgten den eilenden Flammen nach, um mit langen Stangen ihnen die gehörige Richtung zu geben.

Die Regnault's und **Serédi** waren überall voran; hie und da gewahrte man auch einige Reiter, die ihre schnaubenden Pferde mit den fliegenden Mähnen, welche den Schlachtrossen gleich den Boden stampften und sich bäumten, kaum zu bemeistern im Stande waren, — wiewol sie wahrscheinlich schon öfter bei einer ähnlichen Gelegenheit benützt worden sein mochten.

Serédi legte an jede Arbeit mit Hand an; schwere Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne und der düstere, angsterfüllte Ausdruck seines Gesichtes gab ihm ein fast unheimliches Aussehen; der Leser weiß sich wohl die Ursache seines Entsetzens zu erklären, und daß dieses wol nicht aus Furcht vor der Gefahr für seine Person herrühren mochte. —

Es war nicht möglich, in dem Walde vorzudringen; durch den glühendem Athem der sengenden Hitze wurden die Arbeiter entkräftet, doch endlich bemeisterten sie sich der Flammen, die beiden Feuer schlugen prasselnd in einander, und indem er nur von Zeit zu Zeit noch die flatternden Flammenfittige ausbreitete, begann der Brand leise knisternd allmählig schwächer und schwächer zu werden. Hie und da bildete das Feuer noch einen Flammenteich;

oder kroch wie eine feurige Schlange mit gieriger Zunge leckend, den großen Rumpf eines Baumes hinan; oder fiel wie flimmernde Sterne, einem Purpurregen ähnlich, von den laublosen Aesten und Zweigen herab.

Schwarzer Rauch und Qualm wogte jetzt zwischen den ausgebrannten alten Tannen wie ein wild bewegtes Meer, und die ersten blutrothen Strahlen der emporsteigenden Sonne begannen sich bereits durch diesen wahrhaften Höllenpfuhl einen Weg zu brechen. —

Serédi eilte mit schnellen Schritten, indem er durch die niedergestürzten, zu Kohlen verbrannten Baumstämme sich einen Weg bahnte; der Boden glühte unter seinen Füßen. Es schien, als hätte der Irrsinn sich seiner bemächtigt, sein Haar war emporgesträubt, die Augen starrten vor sich hin, und seine Lippen zitterten krampfhaft. —

So ging oder stürzte er vielmehr in jene Richtung hin, wo die einsame Waldwohnung Motabu's stand, — endlich gelangte er zu jener Fläche, deren Mitte jetzt schwarz verkohlte Trümmer einnahmen.

Serédi blieb entsetzt stehen; wie hingebannt blickte er starr um sich; ein Seufzer, mit dem seine Seele der Körperhülle sich zu entringen schien, war alles, was noch zeigte, daß er am Leben sei. —

Ein schwarzer Rauch qualmte aus den Mauern der Wohnung Motabu's empor, alles öd' und ausgestorben! Das Dach des Hauses war ganz ein Raub der Flam-

men geworden, und einige zu Kohle gebrannte Trümmer lagen umgestürzt an die Mauer gelehnt; ein dichter Qualm drang von innen aus den Fenstern heraus; von der Umzäunung des Hauses konnte man kaum den Platz mehr wahrnehmen, die niederstürzenden Bäume hatten diese ganz zerstört.

Von den reichen Saaten, die noch gestern in üppiger Fülle prangten, und in leisen Wogen sich hin und her wiegten, war keine Spur mehr; das Auge gewahrte nichts, als eine mit Asche und dürrem Rispengras bedeckte Steppe, über welcher ein weißer, dichter Nebel schwamm. —

„Sie ist verloren!" dies waren die ersten Worte Serédi's; — „wenn sie dennoch lebte, — wenn ich sie noch am Leben fände!" — Er rannte durch das noch glühende dürre Gras, durchlief die ganze Wohnung und gelangte endlich an jene Stätte, wo Azala's Schlafzimmer gewesen.

Hier blieb er stehen, seine Augen waren eine Weile starr auf einen Fleck gerichtet, plötzlich stürzte er zusammen. — — Hier fand man ihn auch, hingesunken über zwei menschliche Gerippe, seine Lippen waren an eine halbverbrannte Hirnschale gepreßt, nebenan grinste ein anderer Todtenkopf. —

„Motabu, Azala!" riefen einstimmig die Herbeigekommenen. —

IX.

Wer war das!? —

Nach einigen Tagen besserte sich Serédi's, durch den letzten Vorfall eingetretener Krankheitszustand so weit, daß er allmählig wieder seine Besinnung zurück erlangte. Er erkannte bereits seine Umgebung, und es schien, als wäre die Erinnerung an das Verflossene ganz aus seinem Gedächtnisse gewichen. Anfangs war er ruhig, doch als allmählig in seinem Geiste jene schreckenvollen Begebenheiten auftauchten, da bemächtigte sich eine tiefe, düstere Schwermuth seines ganzen Wesens. —

Es ist wol außer allem Zweifel, daß Serédi bei all' seinem Leichtsinn Azala vielleicht mehr geliebt hatte, als er es selbst ahnen mochte. Sein Schmerz kannte daher während seines ersten Ausbruches, wie es bei jedem Leichtsinnigen der Fall ist, der von einem unerwarteten, großen Unglück heimgesucht wird, keine Grenzen.

Regnault wich nicht von seinem Bette. „Freund," sprach Serédi mit matter Stimme zu ihm — „sobald

meine Gesundheit nur einigermaßen zurückkehrt, so will ich mich von hier für immer entfernen. Ach! wäre ich nie hiehergekommen!" —

Regnault war **Serédi's** Liebesverhältniß mit der schönen Azala nicht ganz verborgen geblieben, und wenn er auch keine volle Gewißheit hierüber hatte, so brachte ihn wol **Serédi** selbst öfters auf die Vermuthung; doch der harmlose Claude nahm dies von einer ganz leichten Seite. Nachdem die Sache jedoch so eine unerwartete, schreckliche Wendung genommen, so hielt er es für rathsam, den Schwager nicht länger zurückzuhalten, ja er machte sich Vorwürfe, daß er es bis jetzt gethan. Ihm war jener Auftritt vor der Schenke zu Ohren gekommen, es blieb ihm daher kein Zweifel übrig, daß die Rache des Mohren die Veranlassung des furchtbaren Brandes gewesen sein mochte, der lieber selbst untergehen, als ungerächt bleiben wollte. Er gebot indeß auf das Strengste, daß es ja Niemand wage, von jener Prophezeihung des indischen Weibes gegen **Serédi** etwas verlauten zu lassen, damit sein Gemüth dadurch nicht noch mehr angegriffen werde, indem dieser den ganzen Hergang der Sache für zufällig, keineswegs aber für die Folgen von Motabu's Rache hielt.

Allmählig kehrte **Serédi's** Gesundheit zurück. — Der alte Regnault ließ die Gebeine Motabu's und Azala's zu Grabe tragen.

Als Serédi genesen war, besuchte er täglich dieses Doppelgrab; sein Geist gewöhnte sich nach und nach an den erlittenen Verlust, und sein Schmerz nahm einen stillern, ruhigern Charakter an.

Serédi's Angelegenheiten in Betreff seines zu erhebenden Erbtheils waren bereits geordnet, und er hatte auch schon das ganze Vermögen in guten Wechselbriefen in Händen. Er zeigte sich in dieser Angelegenheit gegen die Regnault's so nachsichtig und voll Schonung, daß er deren Herz hiedurch vollends gewann. Mit den besten Segenswünschen für die Zukunft nahmen sie sämmtlich von Serédi rührenden Abschied; — die ganze Familie trennte sich nur schwer von ihm, den sie bereits als den Ihrigen zu betrachten gewohnt waren.

Noch denselben Tag, spät in der Nacht, nahm Serédi sein Gewehr und besuchte zum letztenmale das Grab des Ehepaars, das ein Opfer der Flammen geworden war.

Er näherte sich der Brandstätte des Waldes, und jenem kleinen Hügel, auf welchem bereits frisches Gras aus der Asche hervorzuschießen begann, und auf dem ein einfaches, hölzernes Kreuz die Ruhestätte Motabu's und Azala's bezeichnete.

Es schien ihm, als stünde auf dem Hügel eine Gestalt, die jetzt niederknieete und das Kreuz inbrünstig an ihre Brust drückte. „Wer mag das sein?" dachte sich

Serédi, „vielleicht einer ihrer einstmaligen stillen Verehrer;" — und eine nicht zu bekämpfende Beklommenheit beschlich sein Herz.

Graue, dichte Wolken hingen in ungeheuren Massen am mitternächtlichen Himmel, so schwer und dicht, daß sie in den emporgestreckten, schwarzen Armen des schauerlichen Waldgerippes zu liegen schienen; — endlich zertheilten sie sich, der Horizont ward lichter. — Die schwarze Gestalt auf dem Hügel richtete sich empor. Serédi war nahe genug, um die Erscheinung ganz wahrnehmen zu können.

Es war ein hoher und kraftvoller Mann, das Gesicht hatte er gerade gegen Serédi gewandt, und wiewol er die Züge nicht recht zu unterscheiden vermochte, so schien es ihm doch, als hefte die Gestalt ihre flammenden Blicke auf ihn.

Serédi schritt langsam vorwärts. Der Mohr schien mit sich zu kämpfen; endlich ergriff er das Gewehr, sein Blick war starr gegen jene Seite gerichtet, wo Serédi stand. Plötzlich blitzten die schneeweißen Zähne aus dem schwarzen Antlitz hervor, und ein satanisches Hohngelächter durchschnitt die Lüfte. Die Gestalt stieg auf der entgegengesetzten Seite vom Hügel herab und verschwand im Dunkel der Nacht. —

„Was war das!" — rief Serédi entsetzt, — „ein

Mann auf dieser Stätte, und das fürchterliche Gelächter, das mein Blut zu Eis erstarrte!"

Er eilte auf den Hügel. „Ich muß Licht in dieser Sache haben." — Er blickte um sich, so weit sein Auge reichte, sah er Nichts, als die Fichten, die vor Kurzem erst in ihrem üppigen Grün so herrlich geblüht, und jetzt wie schwarze Riesen ihre geisterhaften Arme nach ihm ausstreckten, — während die Vögel der Nacht krächzend sein Haupt umschwirrten!

Die Leichtsinnigen.

Zweiter Theil.

Atalanta.

Das Meer ist fürchterlich;
Wenn die Wogen steigen,
Stürme mit den Wellen
Beginnen wild den Reigen.
Vörösmárty.

I.

Hurah! Hurah!

In tiefes Hinbrüten verloren kehrte Serédi zurück, und das erste dämmernde Zwielicht traf ihn bereits auf der Reise. Die drei Brüder Regnault gaben ihm das Geleite bis Trois-Riviére.

Dort nahmen sie rührenden Abschied von einander; Serédi begab sich an den Bord des Schiffes, das gerade abzusegeln im Begriffe stand.

Die heitere, laute Gesellschaft, die geschmackvolle Anordnung, die auf dem Schiffe sich überall kund gab, boten seinem Geiste einige Zerstreuung.

Die Fahrt wurde von dem herrlichsten Wetter begünstigt, und der prachtvolle, großartige St. Laurenz-Strom mit seinen Silberfluthen erglänzte im Purpur der erwachenden Sonne, wie ein in gold'nem Email schimmernder Meeresarm.

Seine zauberisch-schönen Ufer zogen sich in immer wechselnden, immer malerischeren Fernsichten rings herum; als sie in die Nähe Montereale's kamen, das zwischen der großen St. Laurenz- und der Insel Utava liegt, schien es dem Auge, als schwämmen alle Gegenstände auf dem Wasser, die Häuser schienen über den Wellen zu schweben, und aus den Zwischenräumen der aus dem Wasser emportauchenden Baumgruppen schimmerten hie und da die blanken Blechdächer der Gebäude hervor.

Das Ufer schien dem Auge voranzueilen, hie und da erglänzten sammtglatte Auen in ihrem saftigen Grün, im Hintergrunde erhoben sich majestätisch die Urwälder mit ihren Fichten, Zedern, Ahornbäumen und den zahllosen Gattungen von Eichen und Tannen, zwischen denen sich die verschiedenartigsten Schlinggewächse mit ihren schimmernden Blumen wie bunte Bänder emporrankten, auf welchen sich die zwitschernden, befiederten, tausendfarbigen Bewohner der Lüfte wiegten.

Neben dem stattlichen Schiffe wankten die schmalen, aus Baumrinde geformten Kähne der Indianer, die mit Wildpretfellen belastet, aus den angrenzenden Seen Winipeg und Bourbon kommend, wie eben so viele Erbsschoten auf dem breiten Strome schwammen, auf denen eigenthümliche Gesänge erschollen, von dem eintönigen Schlag der Ruder begleitet.

Die seltsam geformten Luftbewohner Amerika's umschwärmten in großen, keilförmigen Zügen das Schiff; und im schimmernden Schaume der tanzenden Wellen wiegten sich Wasservögel in behaglichem Vertrauen auf das trügerische Element. —

Selbst der großartige Anblick dieser wahrhaft zauberischen Naturschönheiten vermochten Serédi kaum zu fesseln; jene heitere Lebensfreude, mit der er aus seiner Heimath hieher gekommen, war von ihm gewichen. Er empfand es jetzt, daß nur der Glückliche diese herzerhebenden, wunderbaren Schönheiten der Natur mit ungetheiltem Entzücken genießen könne. Ein Seufzer entrang sich seiner Brust, und die finstern Strahlen seiner Blicke fielen zurück in die Richtung jener Gegend, wo er — wie er glaubte — das erste Mal in seinem Leben geliebt, und wie es wirklich war, in der That auch am aufrichtigsten geliebt hatte. Seine Gedanken beschäftigten sich noch immer ausschließlich mit der schönen

Azala; die Gestalt dieses einst so heitern, reizenden, liebenswürdigen Naturkindes, das bereits aufgehört hatte zu sein, stand lebhaft vor seinem Geiste. „Wo werde ich ein solches Wesen wieder finden?“ dachte er sich; „die bleichen Schönen meines Vaterlandes blicken mich höhnisch an, ihre Schönheit wirkt unangenehm auf mich ein, und die Rosen, die auf ihren Wangen glühen, vermögen nicht die Erinnerung an meine Azala zu bannen, nicht der Schnee, die Lilien, die auf ihrem Antlitze schimmern — nein Nichts! sie war schwarz, wie das glänzendste Ebenholz, schwarz wie mein Geschick, schwarz, wie die schmerzliche Rückerinnerung, die mit Geierklauen in den noch nicht verharschten Wunden meines Herzens wühlt. — Und nicht einmal klagen darf ich, klagen ist nicht männlich, nur der Feige klagt! Und dennoch möchte ich meine Pein der ganzen Welt in's Ohr schreien. O diese Welt, diese elende, feige Welt würde mich nur verlachen! Die Schwarze, die einstige Sclavin, würde ja ein Gegenstand ihres Spottes sein!“ —

So quälte er sich selbst, ohne daß man ihn in diesem Augenblicke empfindelnder Schwärmerei zeihen konnte; sein Schmerz war noch ganz neu, — Alles, woran er früher Lust und Freude fand, hatte den Reiz, die heitere Farbe für ihn verloren; ein todtes Chaos dünkte ihm die Welt, in der er sich allein lebend glaubte,

und an dieses Leben mahnte ihn nur sein bitterer Schmerz.

Das Schiff lief endlich in den Hafen von Quebeck ein, was durch ein dreimaliges „Hurrah!“ und freudige Kanonensalven verkündet wurde. Ein felsenumgürtetes Gestade begrenzt diesen unstreitig schönsten Hafen der Welt, auf den die beiden malerischen Vorgebirge, Cap Sevis und Diamond, ruhig und ernst herabblicken.

Die Insel Orleans lag in ihrer ganzen Pracht vor den Blicken Serédi's ausgebreitet; überhaupt prangt die Natur in der Gegend von Quebeck in so erhabenen, überraschenden, auf die großartigste Weise abwechselnden Reizen, wie nirgends mehr in dem obern Theile Amerika's. —

Serédi bezog eine Wohnung in der untern Stadt, die sich an dem entzückend schönen Gestade des Stromes hinzieht; der obere Theil liegt nur 250 Schuh höher als diese; — das Cap Diamond ragt beinahe auf tausend Fuß über die Fläche des Wassers empor. —

Mit Freuden vernahm hier Serédi, daß die englische Corvette Atalanta in einigen Tagen nach Europa absegeln werde. Tags darauf suchte er mit dem Frühesten den Schiffskapitain auf, in welchem er, zu seiner nicht geringen Freude, einen guten Bekannten aus London fand; sie kamen sogleich in Betreff der Bezahlung

überein, und Serédi ließ sein Gepäcke noch an demselben Tage auf das Schiff bringen.

Das Schiff war nett und zierlich gebaut und mit einer vortrefflichen Takelage versehen; der Kapitain vertraute um so mehr auf seinen festen, kräftigen Bau, weil seine Fahrt nach Quebeck die Erste war, die es gemacht. Als Serédi der sich kühn erhebenden Mastbäume des schönen Schiffes ansichtig wurde mit den unzähligen armdicken Tauen, dem zierlich geordneten Takelwerk, und den um die Stangen sich windenden Segeln, welche jetzt zu ruhen schienen, um in ihre weite Wölbung dann um so kräftiger den erwarteten, günstigen Wind zur Abreise aufnehmen zu können: — schien es ihm, als würde sein Schmerz allmählig stumpfer und minder fühlbar; und durch die schwarzen Wolken seines düstern Trübsinns brach ein süßes Gefühl mit seinen milden Strahlen hervor — das Heimweh. —

Er labte sich an dem Gedanken, sein Vaterland bald wiederzusehen, und alle Jene, von denen er sich einst so schwer getrennt hatte und die er dennoch erst kurz vorher zu vergessen vermocht hatte.

Einige Tage später erblicken wir ihn bereits auf dem Verdecke des Schiffes, in der Nähe des mittleren Mastbaumes, an dessen Spitze sich die Fahne des Schiffes wie eine riesige Schlange in den Lüften regte.

Neben ihm stand der Kapitain, ein Mann von

mittlerem Alter, hoch und hager, mit stark markirten Zügen, die den Ausdruck jener rauhen Herzensgüte verriethen, welche den Seeleuten so eigenthümlich ist.

„Wir sind segelfertig, mein junger Freund,“ — redete der Kapitain Serédi an, — „und wenn mich nicht Alles täuscht, so ist ein günstiger Wind in Anzug; sehen Sie einmal, wie sich die Fahne vorwärts schlängelt!“

Serédi blickte hin, und in der That berührte ein starker Luftzug sein Gesicht. Sogleich postirten sich die zahlreichen Matrosen, des Befehls gewärtig, auf das Verdeck des Schiffes. —

„Lichtet die Anker, hißt die Segel auf! — Jeder begebe sich auf seinen Posten!“ befahl der Kapitain. —

Auf das mit einer Pfeife gegebene Signal begannen die Matrosen die Stricke zu ziehen, und so wie die Segel sich entrollten, strömte der Wind hinein und sie schwollen mächtig an; Andere wanden den Anker auf, und am Steuerruder nahm ein finster blickender, sonneverbrannter alter Mann Platz. —

Die Kanonen donnerten! — Und wie das zügelbefreite Roß flog das Schiff mit vollen Segeln unter lustigem „Hurrah!“ aus dem Hafen.

Die Wände des Caps Diamont erglänzten von den Blitzen, die die donnernden Kanonen von Zeit zu Zeit dahin entsendeten.

Serédi blickte zurück, aller Augen waren auf Quebeck gerichtet. — Dem Seemann ist das Meer seine liebste Heimath, und mag auch das Vorgefühl zu vorhandener Gefahr noch so bedeutend sein, er ist froh und heiter wenn er abfährt — heiter wenn er anlangt. —

II.

Phosphor.

Wir mögen den Leser mit der Einförmigkeit des Seelebens nicht ermüden, dies ward in tausend Schilderungen und Reisebeschreibungen zur Genüge dargestellt; nur das Einzige wollen wir bemerken, daß diese schöne, überaus gut gebaute und trefflich ausgerüstete Corvette die gewöhnliche Ordnung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit englischer Schiffe noch um Vieles übertraf. —

Der Kapitain war bei all seinem scheinbaren Ernste, kein Verächter heiterer Lebensfreuden. Er suchte die Langeweile durch mannigfach abwechselnde Vergnügungen zu verscheuchen; Gesang, Tanz, Musik, gymnastische Uebungen, zuweilen Fischfang und heitere Gespräche trugen abwechselnd dazu bei, die ewige Einförmigkeit erträglicher zu machen, die nirgends quälender wird, als auf dem Meere.

So glitt das Schiff ohne alle Unterbrechung oder Veränderung hin, als plötzlich Windstille eintrat und

dasselbe unbeweglich an einer Stelle blieb; wie ein Spiegel, so glatt und ruhig lag das Meer; das Auge schweifte über eine endlose Wasserfläche hin, über die der Himmel wie eine azurne Krystallglocke sich wölbte; nirgends fand das Auge einen Ruhepunkt und diese ermüdende Ausdehnung der Gesichtsstrahlen erweckte in allen Gemüthern ein banges Gefühl; jeder Zeitvertreib begann bereits lästig zu werden, und es schien, besonders Serédi, der in seine frühere düstere Schweigsamkeit zurücksank, als entfernte sich das Ziel ihrer Reise immer mehr und mehr. —

Gegen Abend begann der Himmel sich mit Wolken zu bedecken, und die rascheren Schläge der Wellen zeigten, daß das Schiff sich vorwärts bewege. Serédi zog sich in seine Kajüte zurück, er warf sich auf sein Lager; tausend Gedanken durchkreuzten sich in seinem Hirne, endlich löschte er sein Licht aus und entschlummerte.

Es mochte ungefähr Mitternacht sein, als eine thurmhohe Woge an das Schiff schlug. Serédi erwachte durch die heftige Erschütterung und erblickte seinem Lager gerade gegenüber an der Bretterwand, mit großen flammenden Buchstaben das Wort: Nemesis. —

Er sprang von seinem Lager auf, blickte immer wieder auf die Stelle hin; — er traute seinen Augen nicht und glaubte Anfangs, es sei Täuschung, ein Blendwerk seiner erhitzten Phantasie, doch er hatte nur

zu gut gesehen: unheilverkündend schimmerte das ominöse Wort ihm entgegen und unwillkürlich fiel ihm Azala ein.

„Was bedeutet das?" rief er; „dieses Wort, und grade hier in meiner Kajüte. Es scheint mit Phosphor und absichtlich geschrieben; — ja es ist außer allem Zweifel." Er zündete sogleich Licht und untersuchte die Bretterwand, an der er die sichtbaren Spuren des Phosphors bemerkte. — „Sollte hier Jemand außer dem Kapitain mein Geheimniß kennen, dem ich doch diesen übel angebrachten Spaß nicht zutrauen kann? — und dennoch scheint hier Absicht zu Grunde zu liegen!" Serédi konnte kein Auge mehr schließen und brachte die ganze Nacht in dumpfen Hinbrüten zu.

Serédi hatte seine Bekanntschaft mit Azala, während der langen Abende dem Kapitain erzählt, der sich gegen ihn sehr theilnehmend bewies. Serédi fand einige Beruhigung darin, mit Jemandem von Azala sprechen zu können. Der Kapitain pflegte sich in seiner treuherzigen, wahrhaft seemännischen Manier gegen Serédi frei auszusprechen und den Lebenden an die Lebenden zu verweisen: „O, das wird auch bald anders werden," meinte er, „bis wir nur einmal wieder das Ufer erreicht haben; Sie macht das langweilige Seeleben so lebenssatt!" Und eines Theils mochte der rohe, doch herzliche See-

mann wol Recht haben. Daß der erste Schmerz des leichtsinnigen Serédi sich auf eine heftige und lebhafte Weise äußerte — ist natürlich, denn dies ist allen Leichtsinnigen eigen; doch geht ihr Schmerz gewöhnlich eben so schnell zu Ende, als er Anfangs überschwenglich gewesen; eben so wenig ist es auffallend, daß Serédi sich in seine Betrübniß gleichsam hineinzureden bemüht war, indem Leichtsinnige sich oft betrübter, bemitleidenswerther geberden, als sie wirklich sind; sie finden Wohlgefallen an dem Gedanken, daß sie innig und tief zu fühlen vermögen.

Der Morgen begann endlich heraufzudämmern, und Serédi beschied den Kapitain nach dem Morgenimbiß zu sich in die Kajüte und zeigte ihm jene Schrift: „Sir!" — antwortete ihm dieser lächelnd, — „halten Sie die Sache geheim; das Seevolk ist abergläubisch, und wer weiß, was es hierin für ein Unglück vorhersehen würde; übrigens ist das Ganze nichts, als ein zufälliger, übel angebrachter Spaß. Das Gemüth meiner Leute ist jetzt ohnehin niedergeschlagen; und diese lange Windstille bringt mich selbst schon aus meiner Contenance" — rief er, mit dem Fuße stampfend. — „Gefahr mag kommen, so viel da will, nur nicht immer an einer Stelle bleiben!"

Während sie sich beide auf das Verdeck begaben, erzählte der Kapitain Serédi einen ähnlichen Vor-

fall, der ihm auf einem andern Schiffe arrivirt, wo ihn ebenfalls von der Bretterwand ein mit Phosphor gezeichneter Todtenkopf angrinste, was sich später als der dumme Spaß eines Schiffsjungen erwies.

Serédi begann sich in der That seiner Aengstlichkeit hierüber zu schämen und versprach dem Kapitain, die ganze Sache geheim zu halten. Er kam auf die Meinung, es habe vielleicht Jemand seinen Muth auf die Probe stellen wollen, und er glaubte sich dadurch am besten zu rächen, wenn er sich stellte, als habe er den einfältigen Scherz gar nicht wahrgenommen.

III.

Kalt und stumm!

Der Kapitain war ungewöhnlich übler Laune; unruhig auf dem Verdecke auf- und abgehend, blickte er spähend um sich; — die zierliche Corvette stand wieder regungslos, die Segel hingen schlaff herab und es schien, als hätten die Winde sich für immer in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen.

„Auf, Bursche!“ rief der Kapitain, „laßt die Böte herab, der heutige Tag scheint von Gott selbst dem Fischfange geweiht zu sein!“

Die Böte wurden sogleich herabgelassen und die raschen Bewegungen brachten schon etwas mehr Leben auf das Schiff. Wie die Bruthenne unter ihren Küchlein, so stand das Schiff zwischen den Kähnen und bot jetzt eines der interessantesten Seegemälde dar. Der Horizont wölbte sich in unbegrenzter, endloser Ferne; in der Nähe des Schiffes war das Meer dunkelgrün, weiter weg immer lichter und lichter, bis es in der Ferne end-

lich ganz blau mit der Himmelswölbung in einander zu fließen schien. Die schnelle Bewegung der Kähne um das Schiff herum, brachte ein schwaches, schäumendes Plätschern der Wellen hervor. Jetzt erhob sich im Osten majestätisch die ungeheure Sonnenscheibe, blutroth, fast ganz strahlenlos, den halben Horizont in ein Rosenlicht hüllend, und über die stillen, ruhigen Fluthen des Meeres ergossen sich ihre allmählig hervorbrechenden Strahlen, während über die Wellen ein langer Silberstreif dahinzitterte; — endlich begann jene sanfte Schamröthe, die das Antlitz der Sonne, wie das einer ihrem Lager entschlüpfenden, keuschen Jungfrau umfließt, einem flammenden, gebietenden Blicke zu weichen, der zu sagen schien: Sinket nieder, die Königin ist da! —

Wenn der Leser sich hiezu noch die, unter heitern Gesängen mit dem Fischfange beschäftigten, in bunte Trachten gehüllten Matrosen denkt, unter denen sich auch einige Mohren befanden, dann ihre lebhaften Bewegungen, das gegenseitige Zurufen, ihre mitunter nicht sehr zarten Späße, in die sich von Zeit zu Zeit ein Schwur, oder ein ächt seemännischer Fluch mischte: so kann er sich eine kleine Vorstellung von jenem wahrhaft eigenthümlichen Schauspiel machen, welches der Kapitain und Serédi, nahe am Rande des Schiffes, mit noch mehreren Reisenden und einigen müßigen Matrosen mit ansahen; indem sie mit der Cigarre im Munde bläuliche,

duftende Rauchwolken vor sich hinblasend, mit reger Theilnahme oder dumpfer Gleichgültigkeit vor sich hinblickten.

Serédi vermochte selbst dieses heitere, lebhafte Treiben nicht ganz aus seinem Hinbrüten zu erwecken. Die Kähne ruderten schnell hin und her, immer wieder an einem andern Orte anhaltend, und das jedesmalige Anhalten wurde durch einen reichen Fang belohnt, bis sie endlich mit einem Ueberfluß der wohlschmeckendsten Fische zum Schiffe zurückkehrten. Unter den Matrosen die bei diesem Fischfange — der ihnen nur als Zeitvertreib galt, — die meiste Kraft und Gewandtheit entwickelten, befand sich auch ein hoher, schlanker Neger; man nannte ihn auf dem Schiffe gewöhnlich den starken Peter — **Pierre fort** — seiner seltenen Stärke wegen. Der Kopf dieses Schwarzen glich einer Marmorbüste. Ihn hatte noch Niemand weder heiter, noch traurig gesehn; seine Züge, in denen sich nie der Ausdruck irgend einer innern Bewegung abspiegelte, blieben unverändert. Der Anblick dieses kalten, stummen Angesichts vermochte das Blut in den Adern zu erstarren. Er sprach selten, immer nur kurz angebunden, und nur wenn er reden mußte; gegen den Kapitain betrug er sich mit Achtung, gegen **Serédi** bewies er sich besonders aufmerksam, ohne jedoch zudringlich zu sein, oder die Lust zu verrathen, sich mit ihm in ein längeres Gespräch einlassen zu wol-

len. Dabei war er sehr arbeitsam, unermüdet, und überaus gewandt in allen seinen Dienstverrichtungen. Der Kapitain pflegte oft zu sagen: „Dieser Neuling beschämt meine ältesten Matrosen!“ Sein immerwährender finsterer Ernst trug eines Theils auch dazu bei, daß ihn das Schiffsvolk mit einer gewissen Auszeichnung behandelte; er schien ihnen unwillkürlich zu imponiren, und bei einem etwaigen Streit, den sie unter sich hatten, entschied gewöhnlich sein Wort. —

Zuweilen setzte er sich, wenn er mit seiner Arbeit fertig war, auf den Rand des Schiffes, und sein Blick schweifte über die endlose Fläche der Wellen hin, wie dessen, der gedankenlos vor sich hin in die Luft starrt, oder wie dessen, der seine Empfindungen in sich selbst zurück zu pressen sucht und der eher zu leben scheint, als wirklich lebt. — „Heute hat Pierre fort wieder seinen Spleen;“ pflegte das Schiffsvolk bei einer solchen Gelegenheit zu sagen, und Niemand näherte sich ihm.

Doch wenn Gefahr, in welcher Gestalt immer, im Anzuge war, was während des öftern Fischfanges häufig vorkam, — einen Sturm hatten sie bis jetzt noch nicht zu überstehen gehabt — so sprühten seine Augen Funken, doch die starren, steinernen Züge seines Gesichts blieben unverändert dieselben.

Serédi hatte diesen Menschen Anfangs gar nicht bemerkt, später wurde er aufmerksam auf ihn; was im

engen Kreise des Seelebens wol sehr natürlich ist, welches so zu sagen Gelegenheit bietet, sogar mit der Seele seines Reisegefährten bekannt zu werden. **Serédi** fühlte sich auf eine unerklärliche, seltsame Weise von diesem Menschen zurückgeschreckt; doch drängte es ihn trotz dem unwillkührlich, sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen, ungefähr wie Jemand, der seines Schauders ungeachtet, einen gewissen Trieb verspürt, seine Scheu abzulegen und mit der Hand über den Rücken eines zahmen Anaconda's hinzufahren. Der sonst unzugängliche Neger hatte sich grade **Serédi** zu mancherlei Dienstleistungen bereitwillig, überhaupt zuvorkommender, als gegen die übrigen Reisenden gezeigt, was diesem gewissermaßen schmeichelte; denn **Serédi** war ungemein eitel, und die Eitelkeit äußert sich auf die verschiedenartigste Weise, von dem Wichtigsten angefangen bis zur erbärmlichsten Kleinlichkeit herab.

Wurde Pierre jedoch von **Serédi** angesprochen, so antwortete er wie gewöhnlich kurz angebunden, und verbarg auch da nicht, daß er das Gespräch abzubrechen wünsche.

„Der Fischfang war heute ergiebig, nicht wahr, Pierre?" fragte **Serédi** den an ihm vorübergehenden Neger, der, nachdem die Kähne wieder an Ort und Stelle gebracht worden waren, sich in seinen gewöhnlichen Winkel zurückzuziehen im Begriff stand.

„Ja, Sir!" antwortete der Neger.

„Sag' einmal Pierre, gäbe es wol etwas auf der ganzen Erde, oder auf dem Meere, was dich aus deiner gleichgültigen Ruhe zu bringen im Stande wäre?!"

Pierre starrte ihn an, es schien als drängen Flammen durch die Schwärze seines Angesichts, er preßte die Lippen zusammen: „Daran, Sir, habe ich noch nie gedacht" — erwiederte er, — „doch glaube ich, es gäbe Nichts!"

„Nichts!" rief Serédi, — „auf der ganzen, weiten Welt nichts? Vaterland, Liebe, Hoffnung — von dem allen Nichts!? Pierre, du bist sehr glücklich, oder überaus unglücklich?"

Pierre schwieg.

„Mensch" fuhr Serédi fort, „woher nahmst du dieses kalte Felsenherz, das durch nichts bewegt, gerührt und in Flammen gerathen kann? Wie konntest du es dahin bringen? Warst du immer so? — rede!"

Pierre schien mit der Antwort zu zögern. „Nicht durch mich bin ich so geworden!" sprach er mit schneidender Bitterkeit. „Der Himmel ist mein Zeuge, nicht durch mich!" und es schien, als thauten seine Züge plötzlich aus der sie umhüllenden Eiskruste auf, die jetzt den Ausdruck der düstersten Verzweiflung annahmen.

„So warst du also doch einmal glücklich, ein fühlendes, erregbares Wesen? Das Schicksal muß dir fürch-

terlich mitgespielt haben, wenn es dich zu einem so kalten Stein umzuwandeln vermochte?"

„Ob ich glücklich war!" — rief Pierre, gleichsam unwillkürlich hingerissen. — „O, daß es einen Menschen gibt, der dies noch fragen kann!" — fuhr er mit geballten Fäusten fort. — „Ob ich glücklich war! — Ach, das Wort ist zu arm, — zu schwach, zu unverständlich! — Im Himmel war ich, selig, ein Gott! — Und der mir dies Alles geraubt — saget mir! — was verdient er — womit könnte er mir dies Alles zurückzahlen, womit könnte ich die Wuth löschen, die in meinem Innern tobt, die ich mit Riesengewalt zurückzupressen bemüht bin, und von der ein Weißer sich unmöglich einen Begriff zu machen vermag!" Stolz und mit erhobener Stimme sprach er die letzten Worte. —

„War die That, die dir deinen Himmel stahl, absichtlich, so gibt es keine Pein, die zu seiner Bestrafung hinreichen würde! Doch sag' mir einmal, Pierre! wäre dir Rache Ersatz? Befriedigte Rache wäre im ersten Augenblicke wohl süß, doch bleibt sie ewig und immer unedel, und ist der Rachedurst einmal gelöscht, so drückt die Brust eine doppelte Wucht nieder!"

„Nicht wahr! Nicht wahr!" — sagte Pierre, näher tretend, mit flüsterndem Tone und flammenden Augen — „es reicht keine Pein hin zu seiner Bestrafung! Ihr, Sir, seid ein einsichtsvoller Richter, das Urtheil war

kurz, doch gerecht. Ja, Sir, Ihr habt nur allzuwahr gesprochen!"

„Ueberlaß ihn seinem Schicksale, mög' er sein, wer immer! Du bist noch jung und voll Kraft, du kannst dir noch eine glückliche Zukunft schaffen; glaube mir, Pierre, du bist nicht der Einzige, der so unsäglich leidet; das Unglück ist uns Sterblichen allen zugetheilt!"

„Auch Ihr seid unglücklich!" rief Pierre — „Ihr, ein so junger, schöner, reicher Herr! den, wie ich höre, in seinem Vaterland eine so reizende Braut erwartet, der alles besitzt was das Leben zu beglücken vermag! Ach ja wol, ja wol!" fügte er hinzu, „auch Ihr könntet unglücklich sein, wenn Ihr Euer Vaterland für immer verlassen müßtet, wenn Ihr Eure Braut in den Armen eines Fremden fändet, und wenn Eure Lebenstage, statt Freude, Ruhm, Hoffnung: Schmerz, Schande, Verzweiflung träfen."

„Pierre, halt ein!" rief Serédi unwillkürlich zurückschaudernd, „jedes deiner Worte dringt mir durch die Seele, — sprich nicht weiter, auch nicht eine Silbe mehr! Deine Worte klingen mir wie eine schadenfrohe Weissagung in das Ohr und das Blut steigt mir in das Gehirn!"

„Ha, ha, ha!" lachte Pierre wild auf, „Sir, und den dies Alles traf, der bei lebendigem Leibe todt ist, und dem doch nur noch eine Hoffnung an dieses armse-

lige Leben knüpft, ja eine einzige Hoffnung, wenn auch, eine verzweifelte, fürchterliche! — — Doch reden wir nicht weiter davon, Sir! — Seitdem ich mich auf diesem Schiffe befinde, habe ich nicht so viel geschwatzt, als heute! Nehm' Euch Gott in seinen Schutz, Sir!"

IV.

Gräßlich schön! —

Zwischen Europa und Amerika auf dem Meere fahren ohne einen Sturm zu überstehen, gehört wol zu den seltensten Fällen. Unzählige Schiffe gingen bereits auf dieser unermeßlichen Wasserfläche mit Mann und Maus zu Grunde; zuweilen gelingt es wohl einigen, indem sie sich kleinen Fahrzeugen und Flößen anvertrauen, und unter den fürchterlichsten Todesgefahren hin- und hergeschleudert umherirren, zuletzt das nackte Leben zu erretten.

Serédi hatte während seiner Fahrt von Europa nach Amerika einen achttägigen Sturm zu überstehen und war mithin der Meinung, bereits alle Gefahren, die ein Sturm auf dem Meere bietet, kennen gelernt zu haben. Er täuschte sich gewaltig, und es blieb ihm vorbehalten, diese fürchterliche Erfahrung erst auf seiner Rückreise zu machen.

Atalanta's Fahrt ging, wie bereits erwähnt, ruhig

von Statten, und die gewöhnliche Windstille und Langeweile, so wie die unausbleiblichen Plackereien des Seelebens abgerechnet, war ihre Reise eine der glücklichsten.

An einem Morgen jedoch wurde **Serédi** durch ein ungewohntes Poltern aus seinem Schlaf geweckt; er schlummerte noch in seiner Kajüte, die kaum eine Klafter lang und einige Schuh breit war, so daß außer seinem schmalen Lager kaum noch ein kleiner, schuhbreiter Tisch mit einem darüberhängenden Fache, und dem Bette gegenüber ein kleiner Schrank Platz hatte. Die Kajüte hatte ein kleines Fenster, welches jetzt mit Brettern zugenagelt wurde, was nur dann geschieht, wann ein Sturm im Anzuge ist, damit das Wasser durch dasselbe nicht in das Innere des Schiffes dringe.

Serédi sprang von seinem Lager auf, legte seinen schlechtesten Anzug an, mit dem Vorsatze, allen Gefahren des Sturms sich auszusetzen und dem letzten Matrosen gleich, auf dem Verdecke an jeder Arbeit Theil zu nehmen. Während seiner ersten Fahrt auf dem Meere, blieb er in seiner Kajüte; ja, damals war es noch ganz anders! Das Leben, die Hoffnung lächelte ihm zu — jetzt suchte er den Tod; er fand Trost in den Gefahren, und wenn er sterben müsse, dachte er sich, so sei er jeden Augenblick dazu bereit. Das Leben war ihm verhaßt; — unter den Leichtsinnigen gibt es in der That die meisten Selbstmörder! Entweder er war wirklich lebens-

satt, oder das Einförmige der langen Seereise spiegelte ihm — seinem Kummer keine Zerstreuung bietend — die traurige Ueberzeugung vor, es sei für ihn jede Hoffnung auf eine schönere Zukunft für immer dahin! —

So wie er auf das Verdeck kam, sah er, daß sich des sämmtlichen Schiffsvolkes bereits eine bange Ahnung bemächtigt hatte; jener stumme Ernst, jenes dumpfe Hinbrüten lag auf den Gesichtern, welches im Vorgefühle einer großen, unvermeidlichen Gefahr unser Gemüth beschleicht und das bei weitem peinlicher und abspannender ist, als die Gefahr selbst.

In der Nähe des großen Mastbaumes stand kalt, gleichsam mit stolzer Ruhe, der kraftvolle muskulöse **Pierre fort**; sein Gesicht war starr wie gewöhnlich, doch schien es, so weit dies bei diesen kalten, regungslosen Zügen möglich war, jetzt dennoch etwas lebhafter und aufgeregter als gewöhnlich. —

„Sir!" redete er **Serédi** an — „heute wird Fräulein Atalanta ein Tänzchen mitmachen! Wie ist's Euch zu Muthe, Sir?"

„Ich lache der Gefahr!" antwortete **Serédi** verächtlich.

„Ich nicht," — fiel der nahestehende Kapitain ein, — „alle Anzeichen sind da, daß wir einen fürchterlichen Sturm bekommen. — Die Segel liegen bereits schlaff an ihren Stangen" — fuhr er, um sich blickend fort, „Jeder begebe sich auf seinen Posten! Habt genau Acht,

das Segel des vorderen Mastbaumes flattert noch frei in den Lüften! Rollt es zusammen, hurtig!“ schrie er mit durchdringender Stimme, und sogleich ward dasselbe um die Stange gewickelt und stand mit den übrigen in horizontaler Richtung. —

Die schönen, schlanken Mastbäume des Schiffes ragten stolz empor, und waren in ihrer ganzen nackten Schönheit mit ihren Bandeisen und starken Klammern, von den sie umhüllenden Segeln entblößt, dem Auge sichtbar. Die unzähligen Strickleitern bildeten ringsherum ein vielfaches Netz. Die schlanke, stattliche Atalanta glich jetzt mit den zusammengerollten Segeln einer Schönen im Negligé, die mit ihren in Papilloten gewickelten Haarlocken um so schöner und reizender erscheint.

Die Matrosen standen mit vorwärts gestemmten Füßen, indem sie sich entweder an den Strickleitern festhielten, oder mit den Armen sich an den Rand des Schiffes stützten. Die Wellen stiegen bereits zu furchtbarer Höhe empor, der Kapitain stand ruhig; auf seinem Gesichte lag der Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit und kalter seemännischer Tapferkeit; seine weit herabhangende rothe Schärpe flatterte in den Lüften, und der wüthende Orkan schlug den an seiner Seite hängenden Säbel an seine Beine. „Hurtig den Mastbaum hinan,“ schrie er; „die zweite Segelstange wird vom Winde gespannt!“ Eh man sich's versah, stand Pierre, einer wilden Katze gleich, auf

satt, oder das Einförmige der langen Seereise spiegelte ihm — seinem Kummer keine Zerstreuung bietend — die traurige Ueberzeugung vor, es sei für ihn jede Hoffnung auf eine schönere Zukunft für immer dahin! —

So wie er auf das Verdeck kam, sah er, daß sich des sämmtlichen Schiffsvolkes bereits eine bange Ahnung bemächtigt hatte; jener stumme Ernst, jenes dumpfe Hinbrüten lag auf den Gesichtern, welches im Vorgefühle einer großen, unvermeidlichen Gefahr unser Gemüth beschleicht und das bei weitem peinlicher und abspannender ist, als die Gefahr selbst.

In der Nähe des großen Mastbaumes stand kalt, gleichsam mit stolzer Ruhe, der kraftvolle muskulöse **Pierre fort**; sein Gesicht war starr wie gewöhnlich, doch schien es, so weit dies bei diesen kalten, regungslosen Zügen möglich war, jetzt dennoch etwas lebhafter und aufgeregter als gewöhnlich. —

„Sir!" redete er **Serédi** an — „heute wird Fräulein Atalanta ein Tänzchen mitmachen! Wie ist's Euch zu Muthe, Sir?"

„Ich lache der Gefahr!" antwortete **Serédi** verächtlich.

„Ich nicht," — fiel der nahestehende Kapitain ein, — „alle Anzeichen sind da, daß wir einen fürchterlichen Sturm bekommen. — Die Segel liegen bereits schlaff an ihren Stangen" — fuhr er, um sich blickend fort, „Jeder begebe sich auf seinen Posten! Habt genau Acht,

das Segel des vorderen Mastbaumes flattert noch frei in den Lüften! Rollt es zusammen, hurtig!“ schrie er mit durchdringender Stimme, und sogleich ward dasselbe um die Stange gewickelt und stand mit den übrigen in horizontaler Richtung. —

Die schönen, schlanken Mastbäume des Schiffes ragten stolz empor, und waren in ihrer ganzen nackten Schönheit mit ihren Bandeisen und starken Klammern, von den sie umhüllenden Segeln entblößt, dem Auge sichtbar. Die unzähligen Strickleitern bildeten ringsherum ein vielfaches Netz. Die schlanke, stattliche Atalanta glich jetzt mit den zusammengerollten Segeln einer Schönen im Negligé, die mit ihren in Papilloten gewickelten Haarlocken um so schöner und reizender erscheint.

Die Matrosen standen mit vorwärts gestemmten Füßen, indem sie sich entweder an den Strickleitern festhielten, oder mit den Armen sich an den Rand des Schiffes stützten. Die Wellen stiegen bereits zu furchtbarer Höhe empor, der Kapitain stand ruhig; auf seinem Gesichte lag der Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit und kalter seemännischer Tapferkeit; seine weit herabhangende rothe Schärpe flatterte in den Lüften, und der wüthende Orkan schlug den an seiner Seite hängenden Säbel an seine Beine. „Hurtig den Mastbaum hinan,“ schrie er; „die zweite Segelstange wird vom Winde gespannt!“ Eh man sich's versah, stand Pierre, einer wilden Katze gleich, auf

dem Mastbaume und richtete die Stange; stolz blickte er herab, und die blendend weißen Zähne blitzten aus dem schwarzen Ebenholze seines Gesichtes hervor.

In diesem Momente wälzte sich eine ungeheure Woge gegen das Schiff, mit tiefen, dumpfen Gebrause, wie ein versinkender Berg, auf dessen Spitze weißer Schaum siedet und zischt. Jeder hielt sich fest, woran er sich in Eile anklammern konnte. Nach einem schauderhaften Augenblick, unter dessen grauenvollem Einflusse selbst der Tapferste unwillkührlich erlag, stürzten sich die wüthenden Wogen über das Verdeck des Schiffes — gleich einem Wolkenbruche, und kein Faden blieb trocken an dem Anzuge der Schiffer.

„Hu!“ rief Pierre, noch auf der Strickleiter in der Nähe der Segelstange hockend. „Hu! das Bad ist kalt!“

Schaudervoll, doch gräßlichschön war in diesem Momente der Anblick, welcher sich darbot. Das Schiff, durch einen fürchterlichen Stoß der wild empörten Fluthen auf eine Seite geworfen, lag ganz schräg; die Schiffer umstanden hie und da in Haufen den Mastbaum; der Kapitain, mit einem Fuße vorwärts gestemmt, stützte den Arm auf den Rand des Schiffes und sein muthiger, fast heiterer Blick schien das Schiffsvolk fast neu zu beleben. Pierre stand auf dem Mastbaume, über den aufgepeitschten Wogen schwebend, und von Zeit zu Zeit drang sein wildes Gelächter durch das fürchterliche Gebrause des

heulenden Sturmes. Serédi der sich an einer der Strickleitern fest hielt, zitterte unwillkührlich, von dem gräßlichen Wellenbade bis auf die Haut durchnäßt.

Das Meer war von wildschäumenden Wellen bedeckt, die Wogen wälzten sich wie eben so viele Berge gegen den Himmel empor, in furchtbarem Gezische und Gebrause. Jetzt wurde das Schiff in einen tiefen Abgrund geschleudert und war vom Meere, wie von Mauern ringsum eingeschlossen; in der Nähe des Schiffes waren diese flüssigen Wände von dunkler fast brauner Farbe, weiter und weiter hinauf grün, dem Ende zu durchsichtig blau wie Krystall, und an der äußersten Spitze zischte und siedete ein schneeweißer Schaum.

Die schwarzen Wolken schienen an den Mastbäumen zu hängen, und der Horizont wurde theilweise von dem plötzlichen Zickzack eines Blitzes erhellt, anfangs blutroth, dann bläulich, zuletzt blendend weiß — und dies alles während kaum einer Sekunde. Dem Blitze folgte ein langanhaltendes dumpfes Rollen, das mit einem fürchterlichen Gekrache endete, welches die Welt aus ihren Fugen bringen zu wollen schien, so daß selbst die kühnen Matrosen erzitterten, und aus ihrer aufrechten Stellung gebracht wurden. — Im nächsten Augenblicke wankte das Schiff auf der thurmhohen Spitze einer Woge, wie eine Nußschaale auf einem Berggipfel, und ringsherum schwoll das wüthende Element, Millionen Berge bildend, gen

Himmel empor, und siedete und brauste und zischte, als ob die unterirdischen Cyklopen die Erde in Brand gesteckt hätten.

Dieser Anblick übertraf Alles an großartiger Schönheit, und das kühne Herz — und wer ist wol kühner als ein Seemann? — fand einen eigenthümlichen Genuß in dieser Gefahranhäufung, die immerwährend auf die mannigfachste Weise wechselnd und sich erneuernd, Angst und Furcht kaum aufkommen ließ.

So wie die Wogen sich zu Thälern vertieften, flatterten krächzend in dem tiefen gähnenden Abgrund die schneeweißen und aschgrauen sturmverkündenden Vögel; hie und da sah sie das staunende Auge auf den sich dahinwälzenden Wassergebirgen sich wiegen, und spielend in ihren Federn krabbeln, wie der Schwan auf dem glatten Spiegel eines Sees. Es lag etwas Herzerhebendes, Wunderbares in der gleichgültigen Ruhe dieser Vögel, was zu unwillkührlichem Staunen und Anbeten Dessen hinriß, der inmitten des furchtbarsten, gräßlichsten Sturmes auch Wesen geschaffen, die sich ihres Daseins freuen und glücklich sind.

Der Kapitain wandte sich jetzt gegen die Matrosen und näherte sich dem Steuermann. „Hier muß irgendwo jener Fels sein" sprach er, „an welchem bereits so viele Schiffe zerschellt sind! Werfet die Anker aus!" Und in demselben Momente umgaben die Matrosen die An=

kermaschine. — Von ihren Gesichtern triefte Wasser und Schweiß, und in ihren Zügen lag wilde Entschlossenheit und starrsinniger, trotziger Muth. Die, mehrere Centner schweren Anker stürzten prasselnd in den Abgrund, die Wellen in die Höhe peitschend, dann in einen tiefen Trichter sich abwärts wirbelnd, der von neuen heranstürmenden Wogen gleich wieder verschlungen wurde.

Atalanta begann einen fürchterlichen Tanz, nachdem die Anker ausgeworfen waren; jedes Bandeisen, jede Fuge erdröhnte krachend und knarrend; die Ankertaue mußten fortwährend begossen werden, damit die Oeffnung durch welche sie gezogen wurden, von der schnellen Reibung nicht in helle Flammen auflodere, — zuweilen wurden die Stricke länger herabgelassen um nicht entzwei gerissen zu werden. Der Schnabel des Schiffes stieg auf- und abwärts. — Alles auf dem Schiffe kam aus seiner Lage und rollte auf dem Verdecke umher.

Bis auf die Haut durchnäßt, in wilder Hitze arbeiteten die Matrosen; der Kapitain war überall gegenwärtig, Serédi nahm Theil an allen Arbeiten; Pierre, wo es eine Gefahr galt, immer der erste. Jeder Riß, jeder Leck, jeder Verlust wurde augenblicklich mit jener schnellen Geistesgegenwart, mit jener geübten Erfindungsgabe, die dem Seemann so eigenthümlich ist, ausgebessert und ersetzt: als mit einem Male das Schiff von einem jener plötzlichen Windstöße, die in ihren Folgen oft so

gefährlich sind, heftig getroffen wurde. Der Vordertheil des Schiffes hob sich hoch empor, während die Mastbäume die Wellen fast berührten; ein Theil der Arbeiter verlor das Gleichgewicht und fiel auf das Gesicht. In diesem schrecklichen Momente gaben die Taue, die zur Hälfte bereits abgewetzt waren, der neuen Kraft nach und rissen entzwei, indem sie gegen den jenseitigen Rücken des Schiffes zurückschnellten, wo viele Matrosen auf das Gefährlichste verwundet wurden und wodurch das von den Ankertauen entfesselte Schiff mit Blitzesschnelle auf die Spitze einer furchtbaren Woge zu stehen kam.

„Der Fels, der Fels!“ erscholl es jetzt wie aus einem Munde; zwei Kanonen wurden schnell losgefeuert und ihr tiefer Donner verhallte durch das entsetzliche Gebrause und Geheule des Sturmes — wie ein Pistolenschuß. —

V.

Jemand, der das Wasser fürchtet. —

Kurz vorher war Serédi in seine Kajüte geeilt, um die Kleider zu wechseln, an denen kein trockener Faden geblieben war; der wüthende, naßkalte Orkan durchdrang seine ohnedieß nicht sehr kräftigen Glieder, und ein erstarrender Fieberfrost durchschauerte ihn.

Er warf schnell, was er an Kleidungsstücken gerade vorfand, um sich, als eine fürchterliche Bewegung des Schiffes ihn von einer neuen Gefahr überzeugte. Er ergriff die Klinke der Thüre seiner Kajüte und zog sie öffnend einwärts, als diese einer Kraft von außen nachgebend, ihn zurückdrängte.

Ein Neger stand vor Serédi. — Der Neger war Pierre fort. — Das Wasser rann von ihm herab, in der Hand hielt er krampfhaft einen Dolch, die flammensprühenden Augen verkündeten Unheil und die blendend weißen Zähne blitzten durch den Schaum der geöffneten Lippen und gaben ihm den Anblick schrecklicher Wildheit. —

„Du wirst dem Tode nicht entrinnen, Weißer!“ — rief er wüthend, „wohin du dich auch verkriechen magst. Bereite dich zum Sterben!“ damit schwang er seinen Dolch hoch empor.

„Hurrah, Hurrah!“ erscholl es in diesem Momente mit tobender Freude auf dem Verdecke des Schiffes, — es war jene Art freudigen Ausruf's, den die Matrosen erheben, wenn sie einer drohenden Gefahr glücklich entronnen sind.

Der Neger steckte seinen Dolch schnell in den Gürtel. „Für jetzt,“ sprach er fast freundlich „bleiben wir am Leben!“

„Was war das Pierre? Wie soll ich mir das erklären? Was wolltest du beginnen?“ rief Serédi, indem er von seiner Ueberraschung sich kaum zu erholen vermochte.

„Seht Sir,“ antwortete der Mohr mit einem seltsamen Lächeln, — „der Geschmack ist verschieden. Ich fürchte den Tod nicht, das dürft ihr mir glauben, und so lange der Ausgang noch zweifelhaft bleibt, steh' ich meinen Mann, mag die Gefahr zu Wasser oder zu Land noch so entsetzlich sein; doch der Geschmack ist, wie ich Euch bereits gesagt, verschieden; wenn ich nun einmal den Tod unvermeidlich vor mir sehe, und mir die Wahl zwischen Wasser und Dolch bleibt: so wähle ich den Letzteren. Ich habe eine eigene Antipathie gegen

das Ersaufen und darum wollte ich meinem Leben lieber mit dem Dolche ein Ende machen!"

Serédi blickte ihn verwundert an: „Deinem Leben?"

„Seltsame Frage, wessen sonst?"

„Deine Worte" begann Serédi —

„Waren an Euch gerichtet," unterbrach ihn Pierre, „denn Ihr würdet wol auch nicht dem Tode entronnen sein, wenn das Schiff, wie man befürchtete, an jenem Felsen zerschellt wäre! Der Dolch jedoch galt natürlich meiner Brust!"

„Aber warum gerade da, und vor meiner Kajüte?"

„Warum gerade da?" wiederholte der Mohr gedehnt und mit jener kalten Ruhe, die ihm so eigen war — „weil das Wasser hieher nur zu allerletzt gelangen kann, und wenn es bis zu dieser Stelle gedrungen wäre, so würde mein Dolch der Seele ihren Laufpaß sogleich ausgefertigt haben." Eine wilde Lache folgte dieser Antwort. „Doch Euch Sir, habe ich hier gar nicht vermuthet. Ihr wart ja immer unter uns, als wäre das Ersaufen Eure Passion?"

„Ich hätte nicht geglaubt" — sagte Serédi nicht ohne Spott, „daß du so wasserscheu und so furchtsam seiest! Man muß zu sterben wissen, wenn es die Nothwendigkeit gebietet, mag der Tod welcher immer sein; ob man nun durch Wasser, Dolch oder Kanonen um-

kömmt, — gleichviel; — der Selbstmord ist in den meisten Fällen Feigheit, in dem gegenwärtigen sogar Narrheit!"

„Hinauf, hinauf auf das Verdeck" rief Pierre, das Gespräch abbrechend; — „der Fels, wie ich ahne, ist glücklich umgangen, die lustigen „Hurrah's" lassen das vermuthen. Hinauf, hinauf Sir, wir haben noch Zeit zum Sterben, und wer kann wissen, was das Leben uns Gutes vorbehält, wenn es auch nur bis morgen währte. —

Beide begaben sich eilends auf das Verdeck; nur die zuckenden Blitze erhellten die gräßlich finstere Nacht; Jedermann war auf den Beinen. Das Schiff blieb keinen Augenblick in einer ruhigen Lage, die himmelanstürmenden Wogen drohten der Mannschaft noch immer mit dem Tode. Der größere Theil der Matrosen wurde von der Seekrankheit befallen, sie lagen zusammengekauert in den Winkeln zerstreut, von dem wankenden Schiffe hin- und hergeschaukelt.

Endlich brach der Morgen herauf, seine goldnen Fittige überallhin ausbreitend. Der Sturm begann ruhiger zu werden, die Wellen gingen noch immer hoch, doch konnten bereits einige Segel ausgespannt werden, was auch auf den Befehl des Kapitains sogleich vollzogen ward.

Das Schiff wurde allmählig auf den rechten Weg

zurückgebracht, denn der Sturm hatte es weit weg verschlagen. Die nächsten Tage wurden zur Ausbesserung des Schiffes benützt. Das war die letzte Gefahr die Serédi auf dieser Fahrt zu überstehen hatte. Günstige Winde und ruhig dahinströmende Wogen erleichterten den noch zurückzulegenden Weg. —

An einem Morgen verkündete der im Mastbaumkorbe schwebende Matrose sein freudiges „Land!" und das entzückte Schiffsvolk ließ sein schmetterndes „Hurrah!" durch die Lüfte und das Gebrause der Wogen erschallen.

VI.

Ich könnte die Stelle, die die Sonn
damals einnahm, bezeichnen' —

Serédi langte nach einigen Tagen in London an, und mit dem Vorsatze, dort nicht lange zu verweilen, benützte er die kurze Anwesenheit, um für seine Verwandte und Freunde mehrere Einkäufe zu machen; dann wünschte er auch für seinen eigenen Gebrauch sich Pferde, mehrere ausgezeichnete Kunstwerke und Bücher anzuschaffen.

„Leona" sprach er, in die Erinnerung an seine Heimath verloren, — „du schönes, sanftes Geschöpf! Ein ganz anderer Mensch kehrt zu dir zurück, als jener war, der von dir einst Abschied genommen! Und wird er wol in deine Arme zurückkehren? — Darf, soll ich sie mit diesem ausgebrannten Herzen, mit diesem gebrochenen Gemüthe unglücklich machen? Sie ist so rein, so vertrauend, so liebenswürdig! Was kann ich ihr nun für das alles bieten?"

Serédi stützte sein Haupt auf den Arm, und aus

den hohen Fenstern blickte er hinab in eine der belebtesten, volkreichsten Straßen London's: „Wie viele glückliche, zufriedene Menschen gibt es auf der Welt!" dachte er sich, — „wer nur auch so glücklich sein könnte! Ach Azala!" rief er in einem Tone, der aus der tiefsten Tiefe seines Herzens zu kommen schien.

Pierre fort dessen Dienste auf dem Schiffe nur bis Europa bedungen waren, trat in's Zimmer. Er war jetzt brodlos und **Serédi** hatte keinen einzigen Diener, mithin war der Handel zwischen ihnen bald geschlossen. **Serédi** machte ihn zu seinem Jäger, doch später, als er seine Fertigkeit im Lesen und Schreiben, überhaupt seine vielseitige Verwendbarkeit wahrnahm, beschloß er, ihn zu seinem Sekretär zu ernennen.

Pierre schien, als er in das Zimmer trat, betroffen zu werden; er preßte die Lippen zusammen, doch nur auf einen Augenblick und sein Gesicht nahm wieder jene starre Eiseskälte an, die **Serédi** bereits an ihm gewohnt war.

„Guter Pierre" redete **Serédi** ihn mit herzlichem Tone an, „tritt näher, damit ich meine Augen an deinem sammtglatten, dunklen Angesichte weiden könne; wenn du wüßtest, wie viel glückliche Augenblicke mir diese deine Gesichtsfarbe ins Gedächtniß zurückruft," damit reichte er ihm die Hand — „aber auch wie viele schreckliche!" fügte er mit einem tiefen Seufzer hinzu!

Der Mohr stand sprachlos vor Serédi, indem er die hingereichte Hand nicht annahm, als gestatte ihm seine Hochachtung und Ergebenheit für den Herrn dies nicht; seine Züge verriethen indeß einen Ausdruck wilden Trotzes. „Ich wünschte" nahm der Mohr das Wort, „daß Ihr, Sir, so recht, so ganz glücklich sein möchtet. Ihr dürft mir es glauben" — fuhr er mit einem seltsamen Lächeln fort, welches Serédi jedoch nicht wahrnahm — „daß ich Euch so glücklich, so unaussprechlich glücklich zu sehen wünschte, damit Ihr vom Leben und dessen Freuden nur schwer, so schwer wie ich einst, scheiden möchtet — wie ich, der arme Mohr, der nichts besitzt, dem gar nichts geblieben, und der Alles dies durch einen Menschen verloren, den er nie, auch nicht mit einem einzigen Worte beleidigt hat!"

„Du mußt viel gelitten haben, armer Pierre! Du wirst mir deine Geschichte gelegenlich erzählen, nicht wahr? auch ich will dir mittheilen, was ich verloren, und der gemeinsame Schmerz soll uns Linderung bringen."

„Nein! beim Himmel nein, Sir!" entgegnete Pierre fast zornig, — „ich mag von Euerm Kummer nichts wissen, ich habe genug an dem meinen! In meiner gegenwärtigen Lage kenne ich kein Mitleid mit fremdem Unglück! Mein Herz droht mir zu zerspringen, denn ich könnte Vergleiche anstellen und mein Kummer würde dadurch nur um so heftiger."

Serédi seufzte. „Wo bist du geboren?“ fragte er ihn leicht hingeworfen — „wohntest du in Canada? und wie kamst du auf das Schiff Atalanta?“

„Mein Vaterland“ antwortete Pierre etwas gedehnt, ist Afrika, das große Afrika, dort kam ich zur Welt. Meine Lebensgeschichte Sir, ist sehr kurz, ich will sie Euch zum Besten geben, damit ich später dessen überhoben sei. Ihr werdet darin gar nichts Besonderes finden; solche schnurrige Geschichten, die Verhältnisse der Schwarzen zu den Weißen betreffend, hört man ja täglich; auch meine Begebenheit ist etwas ganz Alltägliches,“ — fuhr er mit finstern Blicken fort. — „Also in Afrika bin ich geboren, als Kind verkaufte mich mein eigener Vater, und zwar im Rausche. Begreift Ihr, Sir, was das heißt: der Vater verkauft den Sohn! — Doch das ist nichts Neues, seitdem die Weißen dort hausen; viele thun dies auch im nüchternen Zustande; zur Ehre meines Vaters sei es gesagt: er war betrunken, als er dies that! — Meine Mutter begleitete mich als freiwillige Sklavin, — das ist schon ein seltenerer Fall; — ja, die gute Seele folgte mir! Sie umklammerte die Knie des grausamen Seelenverkäufers der ein Portugiese war, und erbat sich Ketten von ihm um ihrem Sohne folgen zu dürfen.“

„Schrecklich!“ rief Serédi zurückschaudernd; — „Und jener Räuber?“ fragte er mit Theilnahme.

„Legte meine Mutter in Fesseln! doch als wir in Riojaneiro auf dem Markte zum Verkauf ausgestellt waren, wurde meine Mutter von einem Andern erkauft, und mich brachte auch ein Anderer käuflich an sich. Sieben Jahre zählte ich damals, doch die Stunde, in der man das einzige Wesen von meinem Herzen riß, das mich liebte, werde ich nie — nie vergessen. — Sie steht vor mir, die gräßliche Stunde, mit allem was ich damals erlebt habe; ich könnte die Häuser bezeichnen, die sich um uns erhoben, ich könnte sie herausfinden, die kalten, theilnahmlosen, weißen Gesichter, die mit schaudervollem Lächeln die fürchterliche Scene mit ansahen! Ich könnte genau den Punkt angeben, in welchem die Sonne damals stand, und die Länge der Schatten pünktlich bestimmen! —

„Und deine Mutter?" fragte Serédi gerührt. —

„Meine Mutter!" fuhr der Neger schmerzlich den Kopf schüttelnd fort, als durchschauerte ihn ein heftiger Fieberfrost, „riß man wie eine Wahnsinnige von mir! Sie weinte nicht, sie heulte fürchterlich und die wüthenden Weißen schlugen sie mit Stangen und trieben sie von mir; es blieb der Armen kaum so viel Zeit, dies Amulet um meinen Hals zu werfen." Pierre zog es hervor und richtete starr seine Augen darauf.

„Nach drei Jahren Sir, wurde sie durch die gütige Vorsehung des Himmels das Eigenthum desselben Herrn, dem ich angehörte. Die ersten Augenblicke des Wieder-

sehens zeigten mir, daß es auch auf der Erde einen Himmel geben könne, wenn die Menschen ihn nur nicht selbst, zur Hölle umgestalten! — Ich wuchs an ihrer Seite heran, arbeitete mit ihr, wir machten das Unglaubliche möglich, bis meine Mutter endlich das Lösegeld zusammengespart und uns Beide losgekauft hatte.

Wie ich gelebt, bis wir dieses Glück erlangten, das mir der Himmel nur deshalb beschieden zu haben scheint, damit mir die Schläge des Schicksals dann doppelt fühlbar werden mögen — und wie ich später gelebt, davon will ich schweigen. Es kann die Zeit kommen, Sir" — sprach der Neger würdevoll — „und bald dürfte die Zeit nahen, in der ich Euch auch dies erzähle! Für jetzt genüge Euch zu wissen, daß ich von Allem beraubt, nach Quebeck kam wo ich Seedienste suchte, der Gefahren, nicht des Soldes wegen!" —

„Pierre!" — sagte Serédi mit Theilnahme — „jetzt bist du auf dem Boden der Freiheit; der Schwarze sowol als der Weiße ist hier frei, so wie in meinem Vaterlande. Ich wiederhole es dir, was ich dir bereits gesagt, — du bist noch jung! Wer Kraft und Willen besitzt, kann sich selbst sein Loos bereiten. Ich will an deinem Geschicke Antheil nehmen, warmen Antheil, zweifle hieran nicht!"

„Ihr wolltet das?" fragte Pierre mit einem stechenden Blicke — „nicht Worte, die That beweist!

„Uebrigens Sir“ fuhr er stolz fort, — „ich kam als ein Freier hier an! Ich bin frei geboren! Mein angebornes Menschenrecht habe ich mit meinem Blute und meinem Schweiße zurückerkauft!“ —

„Rede frei Pierre! was ich für dich zu thun vermag, will ich mit Freuden thun, nur rede; ich wünsche eben durch die That, nicht durch Worte meine Theilnahme dir zu beweisen!“

„Mir meinen bedungenen Lohn bezahlen, Sir, wenn ich ihn verdiene; das ist alles was ein Diener von seinem Herrn fordern kann. Ihr werdet doch nicht glauben, daß ein Mann mit so gesunden Gliedern, wie ich sie habe, ein Almosen annehmen werde? ein Mann, der aus königlichem Blute entsprossen, dessen Großonkel sein Haupt mit Goldstaub bestreute, der sich seinem in Verehrung hingesunkenem Volke nur unter einem Sammtbaldachin zeigte, dessen Alleen Menschenköpfe waren, und auf dessen Wink der Tod an sein Werk ging!“

„Du bist stolz Pierre!“ rief Serédi ihn verwundert anblickend — „doch dein hartes Loos entschuldigt deine Bitterkeit; wer die Schule der Leiden durchmacht, kann sich dieses bittern Gefühles nicht erwehren, selbst wenn sein Schicksal sich zu seinen Gunsten gestaltet. Es sei dein Wunsch dir gewährt, — ich dringe dir meine Theilnahme nicht auf; — doch Pierre, solltest du je des Mitgefühls bedürfen, so komme zu mir; ich bin nicht so

schlimm, als es die Schwarzen von den Weißen glauben mögen; willst du aber schweigen, so werde ich nicht weiter in dich dringen. In deinem Dienste sei pünktlich, schnell, nicht allzu redselig; dies liebe ich so, und hiermit genug — du bleibst bei mir!" —

Pierre schwieg. Es lag in seiner Gestalt, in seiner stolzen Haltung Etwas, was deutlich verrieth, er halte seine gegenwärtige Stellung für erniedrigend, und als habe ihn hierzu nur die äußerste Noth veranlassen können.

VII.

Briefe.

Es wurden Serédi noch denselben Tag drei Briefe aus Siebenbürgen zugestellt, die schon seit längerer Zeit in London für ihn bereit lagen. Uneröffnet hielt er sie in der Hand. „Dieser" sprach er, indem er den Ersten betrachtete, „kömmt von meinem Verwalter; enthält wahrscheinlich irgend eine Klage gegen Eis, Ueberschwemmung oder gar gegen die Heuschrecken: viele Worte, wenig Geld, leere Vertröstungen und keine Wirklichkeit, — auf dem Papiere alles, im Beutel nichts! Ja das geht einmal bei uns nicht anders. — — Diese Aufschrift da ist von Leona's Hand, welch' schöne kalligraphische Züge! Ist's wol möglich ein glühendes Gefühl mit so vieler Sorgfalt niederzuschreiben? und dennoch ist Leona eines der besten, liebenswürdigsten Mädchen. — Dieser dritte kömmt von ihrem Vater, dem alten, jovialen Georg v. Serédi: feste, weit auseinander stehende Buchstaben, eine schlechte Handschrift, doch leserlich, wie dessen, der nur

verstanden sein will, über Alles das, was er auf dem Herzen hat!" —

„Mit welcher Hast wurden die Briefe aus meiner Heimath einst von mir geöffnet, und jetzt wage ich es kaum, und was das Sonderbarste ist, ich zittere mehr vor der Freude, die sie mir bringen, als vor dem etwaigen Kummer, den sie enthalten könnten." —

Den Brief des Alten öffnete er zuerst, und indem er auf dem Divan Platz nahm, las er ihn ruhig durch. „Welche Freude, welche Hoffnung, welches Vorgefühl einer glücklichen Zukunft athmen diese Zeilen, und dieser herzliche, ächt magyarische Ton! Fort mit dir! Jeder Tropfen deiner Freude, die du enthältst, wird mir zu Gift; jede Nachricht sei mir willkommen, nur keine frohe."

Serédi warf den Brief bei Seite und nahm den zweiten zur Hand. „Das ist die zierliche Feder meines stets freundlichen Verwalters Szigeti, des wohlgebornen Herrn von und zu Páry, mit seinem veralteten ungarischen Kanzleistyle, voll von tettenek und vettenek und mentenek, hie und da einen lateinischen Brocken einfließen lassend. Nun der ist doch wenigstens lustigern Inhalts: kalter Sommer, — warmer, schneeloser Winter, — Ueberschwemmung! — sonst nichts!? Ha, ha, ha, ha! Ja doch noch etwas, die natürliche Folge von dem Allen: — Geldmangel!"

„Ferner Klagen gegen die verteufelten Neuerungen;

statt der Erfüllung erhaltener Instructionen, neue Fragen. Nun warte, du gute Haut, du sollst mir auch in eine wohlthätige Transspiration gebracht werden, bin ich nur einmal wieder daheim!"

„Jetzt wollen wir das dritte Schreiben vornehmen, und warum jetzt erst, — warum zuletzt? Das war ja sonst das erste, das mit der eifrigsten Begier gelesene! Gute Leona, du hast dich gewaltig verrechnet, wenn du glaubst, derselbe Ivan kehre zu dir zurück, der dich einst verlassen. Treue Seele, — ihr Herz hängt an der Federspitze, jedes Wort verräth Gefühl, harmlose Heiterkeit, Unschuld! Wahrhaftig, ich muß ein Bösewicht sein, wenn diese Worte mich gleichgültig lassen können. — Du hattest Recht, Azala, als du mich einen Verführer nanntest; doch ich bin ruhig, ich habe deine letzten Tage dir versüßt. Und wenn ich ein Verführer war, so war ich's ohne mein Hinzuthun; die Liebe selbst trägt die Schuld hievon. Auch bist du gerächt; denn wenn es Anfangs nichts anderes, als Sinnenlust gewesen, was mich nach deinem Besitze streben ließ: so wußtest du dich dann so sehr in mein Herz einzunisten, wußtest mich so wundersam zu fesseln, daß ich dich glühend zu lieben begann, ja dich noch gegenwärtig liebe und dich ewig lieben werde; — Schon die Erinnerung an dich macht mein Blut feuriger strömen, als der Anblick des allerschönsten Mädchens. Gute Leona, wozu

dieser herzliche Ton, wozu so viel Vertrauen? — Doch ich muß mich dankbar dafür erweisen, ja gewiß, Leona! Ich werde in deiner Nähe wenn auch nicht glücklich, doch ruhig sein! —

VIII.

Immer, und immer wieder!

So schwankte Serédi, so suchte er seine Phantasie stets zu befeuern, so versenkte er seine Seele immer tiefer und tiefer in jene Täuschung: daß er Azala noch immer liebe. Doch gerade die vielen Worte, mit denen er sich diese Liebe zu vergegenwärtigen suchte, und gerade die Bemerkungen, welche ihm während des Lesens der aus Siebenbürgen empfangenen Briefe entschlüpften, überzeugten uns auf's Klarste und Bündigste, daß er noch immer der Alte sei. — Er liebte Azala, das wollen wir zugeben, so wie er zu lieben vermochte, doch jene tiefe und unveränderliche Leidenschaft, die einzig und ewig ist wie Gott, ewig wie die Sonne, ewig wie der Tod — kannte Serédi nicht. Der Charakter des Menschen erleidet selten einen Widerspruch: wenn dieser auch nur darin bestände, daß er gar keinen Charakter habe.

Serédi erwähnte wol Azala's unzählige Male, doch eben dies ist nicht immer ein Beweis tiefen Gefühls;

wahre Liebe ist stumm! Und wer eine Art Rechtfertigung und Selbstberuhigung darin findet, den Gegenstand seiner Liebe oft zu erwähnen, der liefert den Beweis, daß sein Gefühl nicht jene Allgewalt besitze, die keiner Anregung, keiner äußern Hilfsmittel bedarf. Wer liebt, in des Wortes tiefer, erhabenster Bedeutung, der spricht den Namen seiner Angebeteten nicht umsonst aus: nicht Eitelkeit, nicht das Gefühl seines Sieges, himmlische Begeisterung erhebt und beseligt ihn.

Es traten bereits gegenwärtig öfters Augenblicke ein, in denen Serédi's Seele sogar ferne Hoffnungen aufkommen ließ. Azala war nicht mehr unter den Lebenden, und wiewol ihm die eigentliche Veranlassung ihres Todes ein Räthsel war, welches zu ergrübeln er durchaus kein Verlangen trug, ließ er, — indem er jede ihn anklagende Vermuthung, wie es bei Leichtsinnigen gewöhnlich der Fall ist, von sich ferne zu halten bemüht war — den Gedanken in seinem Gehirne nie reif werden, daß es dennoch möglich sei, Motabu habe sich und sein Weib vorsätzlich getödtet. Und dennoch konnte er sich des in der Tiefe seiner Seele zuweilen erwachenden Vorwurfs nicht erwehren: „wie wär's“ — dachte er sich — „wenn Motabu dennoch von der Untreue seines Weibes Kunde bekommen und das Haus über ihrem Haupte selbst in Brand gesteckt hätte?! — Von der Rache eines

Mohren wäre dies zu erwarten; es gibt noch gräßlichere Beispiele!“

Azala selbst hatte außer den Vorzügen ihres Mannes, auch seiner rachgierigen Natur vor Serédi mehr als einmal Erwähnung gethan. Doch wußte er diese aufsteigenden, quälenden Zweifel stets zu beschwichtigen. — „Wenn Motabu's Rache“ — dachte er sich — „die Ursache jenes fürchterlichen Brandes gewesen wäre, so ist es unglaublich, daß er sich selbst den Flammen Preis gegeben haben sollte, ohne früher seinen Rachedurst gelöscht zu haben.“ —

Azala also war nicht mehr, eine ganze Welt von Wellen schied Serédi von ihrem Grabe. „Sie ruht sanft, sie ist glücklich!“ pflegte er sich selbst zu trösten: „Jenes Meer, das Amerika von Europa trennt werde ich nimmer durchsegeln. — Alles ist hin — Alles ist vorüber für immer!“

Um so schöner, um so tröstender tauchte jetzt die Erinnerung an sein Vaterland in seinem Geiste auf. Die fernen blauen Berge der Heimath winkten ihm zu; all die guten Menschen, die vielen liebenswürdigen Familien und die Freunde seiner Jugend! — „Dort war ja Alles beim Alten geblieben,“ dachte er sich, „und ich kehre um ein paar Jahre älter mit einem bedeutenden Vermögen heim.“ Ein Blitz der Freude durchzuckte seine Fibern. „O herrliche Zukunft“ riefen ihm seine geheimen Wünsche

zu! — „Darf ich, geziemt es mir, mich einer freudigen Hoffnung hin zu geben?“ flüsterte eine leise, innere Stimme. —

Unter den Bildern, die aus seiner Heimath ihm vorschwebten, war auch das der schönen, gefühlvollen Leona, mit ihren himmlisch strahlenden Augen, mit dem sanften, unwiderstehlichen Lächeln; wie der Mond unter den Sternen, so war auch sie die allerreizendste unter ihren Gespielinnen und zuweilen schien es Serédi, als sehnte er sich nach ihr, als ströme sein Blut rascher wenn er daran dachte, wie dieser Helenenkopf an seinem Herzen ruhen, wie der jugendliche, keusche Busen an dem seinigen schlagen, wie sie ihn mit Freudenthränen im sanften Auge anblicken, wie ihre vollen, runden Arme die Flamme des Genusses durch seine Adern jagen würden.

„Fort, fort von mir!“ rief er dann, — „ihr verführerischen Bilder einer schönern Zukunft! Die verbrannte Hirnschale meiner Azala, und das kalte Grab das ihre Gebeine einschließt, sollen die Scheidewand sein, die zwischen meiner Treue und meinen Sinnen für immer sich erheben soll!“

Schwacher Mensch! Wie wenig er sich selbst kannte! Konnte er wol glauben, daß ein Mensch, der so denkt und fühlt, der von seinen Sinnen sich so hinreißen läßt, der so schnell und so Vieles zu vergessen vermag, daß ein solcher Mensch, sage ich, bis über das Grab hin treu zu sein vermöge!

Leona's Brief und der ihres Vaters übten einen wohlthuenden Einfluß auf Ivans Gemüth; er fing an sich nach und nach zu beruhigen und schon nahm die Zahl jener Augenblicke zu, in denen Freude und Heiterkeit seinen früheren Trübsinn verdrängten.

Er war noch immer bemüht, sich es glauben zu machen, daß er liebe; er wollte sich noch immer in seine Treue hinein reden und fühlen; oft saß er stundenlang, seine Sinne aufregend mit den Bildern der Vergangenheit. Er dachte sich das schöne, schwarze Weib lebendig, mit ihrem zauberischen Lächeln, das sanft, leidenschaftlich und schelmisch zugleich war. Er rief sich ihre nächtlich schwarzen, blitzenden Augen in dem bläulichen Weiß schwimmend, in's Gedächtniß zurück, — jenen Wuchs, jene wollüstigen Formen, die an Liebreiz Alles übertrafen, was er noch je gesehen; kurz alles, alles rief er wach! — Sogar die Flammen, die die Küsse der schönen Azala in seine Brust geströmt, und all die lieben, klugen Worte, all die geheimen, all die süßen, wonnetrunknen Stunden des entzückendsten Genusses, die nur noch als Traumbilder ihm vorschwebten und in denen er so sehr im Leben geschwelgt hatte, daß er des Lebens ganz vergaß; — doch vergebens! —

Immer und immer wieder tauchten die Bilder einer schönen Zukunft in ihm auf; immer und immer wieder strahlte das himmlische Antlitz der reizenden Leona unter

diesen hervor; und der schöne, gebildete, reiche Serédi begann die Vergangenheit zu vergessen, ja mehr als er es wollte und wünschte. —

Pierre pflegte bei einer solchen Gelegenheit seinen Herrn bedeutungsvoll anzublicken; es schien, als nehme er regen Antheil an seinen Freuden, — denn, wenn er ihn heiter fand, so spielte ein seltsames Lächeln um seine Lippen, doch dieses Lächeln war so zurückschreckend, so bitter kalt, daß man leicht wahrnehmen konnte, dies sei kein Lächeln der Freude und des Mitgefühls. —

IX.

Sie ist's! —

So verflossen wieder einige Tage; **Serédi** fing sich an in London zu gefallen und eilte auch nicht mehr sonderlich mit seinen Vorbereitungen zur Abreise. Oft kam er halbe Tage lang nicht auf sein Zimmer, und zuletzt begann er auch die Theater zu besuchen.

Eines Abends traf es sich, als seine Blicke das in der italienischen Oper versammelte Publikum musterten und er, um das, was auf der Bühne vorging, sich wenig kümmernd, bereits mit viel freierer Brust umherspähte: daß ihm eine ganz seltsame Gestalt, seiner Loge grade gegenüber in die Augen fiel; es war eine Mohrin, ihr Anzug, ihre ganze Haltung mahnte ihn mächtig an — Azala. Mit einem unwiderstehlichen, ganz eigenthümlichen Reiz pflegte Azala ihren Fächer zu gebrauchen und unter demselben schelmisch hervor zu blinzeln, — seltsam! — grade so, — ganz so machte es auch diese schwarze Dame.

Serédi's Brust hob sich stürmisch und mit zunehmendem Staunen betrachtete er die schwarze Schöne. „Himmel!" rief er fast laut, — „welche frappante Aehnlichkeit! Ihre Züge kann ich nicht ausnehmen, doch jede Bewegung verkündet mir Azala. — Beim Himmel!" rief er, schnell sich erhebend und ganz in seine frühere Leidenschaftlichkeit zurücksinkend — „Sie ist's!"

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Jósika, Miklós, / Schwarz, V. / Klein, Hermann

Nikolaus Jósika's sämmtliche Werke

Bd.: 7

Pesth 1839

P.o.rel. 1290-7/8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10035690-2